

DER FELS

Papst Franziskus:
„Herr, zu wem sollen wir gehen?“ 195

Georg Dietlein:
Papst Franziskus –
ein Papst der klaren Alternativen 197

Jürgen Liminski:
Alzheimer – Chance zu mehr Menschlichkeit 212

Katholisches Wort in die Zeit

44. Jahr Juli 2013



INHALT

Papst Franziskus:
„Herr, zu wem sollen wir gehen?“ 195

Georg Dietlein:
Papst Franziskus –
ein Papst der klaren Alternativen 197

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Im Namen des Vaters und des Sohnes
und des Heiligen Geistes 200

Raymund Fobes:
„Bring mich nach dem Hardenberg“ 202

Dr. Alois Epple:
Credo in Spiritum Sanctum 205

Dekan Ludwig Gschwind:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Kardinal Augustin Bea SJ 206

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Die Kardinaltugend Tapferkeit
zum Leuchten gebracht 207

Prof. Dr. Hubert Gindert:
„Die traditionelle Familie –
da ist der Feind“ 208

Dr. Karl Maria Heidecker:
Das Institut St. Justinus 210

Jürgen Liminski:
Alzheimer – Chance zu mehr
Menschlichkeit 212

Auf dem Prüfstand 216

Zeit im Spektrum 218

Bücher 220

Leserbriefe 221

Veranstaltungen 223

Impressum „Der Fels“ Juli 2013 Seite 223
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Christophorus im Dom zu Augsburg,
Archiv, Erläuterung siehe Seite 222

Fotos: 195 Rainer Gärtner; 106 Mazur/catholicnews.org.uk; 197 L'Osservatore Romano, Nr. 22, 31.3.2013, s. 6; 201 wikimedia; 202-204 R. Fobes; 205 Martin von Wagner Museum der Uni Würzburg; 206 Archiv; 207 PM, Kath. Sonntagszeitung; 208-209; 212-215 J. Liminski; **Quelle S. 224:** Hermann Scheipers: „Gratwanderungen. Priester unter zwei Diktaturen. Benno-Verlag 2004. Und „Wikipedia“.

Liebe Leser,

Papst Franziskus verrichtet schon mehr als 100 Tage den Petrusdienst. Seit seiner ersten Rede vor den Kardinälen „stört“ er die Ruhe mit dem Hinweis, aufzubrechen und dorthin zu gehen, wo sich die Menschen aufhalten. Er mahnt Bischöfe und Priester, Hirten und keine Funktionäre zu sein. er warnt vor Karrieristen, die das Christentum für ihre Zwecke instrumentalisieren. Er verstößt gegen Tabus, indem er vom Teufel und von heutigen Formen des Götzendienstes spricht.

Die inner- und außerkirchliche Opposition hat ihren Tritt noch nicht gefunden. Mühsam werden Unterschiede zu Papst Benedikt konstruiert. Im übrigen sei der Papst vor allem der Bischof von Rom. Ja sicher, kontert der Präfekt der Glaubenskongregation Erzbischof Müller: Er ist aber auch der Nachfolger des hl. Petrus, und der hatte immer eine besondere Stellung im Apostelkollegium.

Die Sympathien, die Papst Franziskus derzeit noch in den Medien hat, schlagen sich aber nicht in einer Aufbruchstimmung nieder. Was ist die Ursache? Es fehlt der aufnahmebereite Boden für seine Botschaft. Wenn aber das offene Ohr und das zum Schauen bereite Auge nicht vorhanden sind, dann nützt es auch nichts, wenn, wie zur Zeit Christi, Tote auferstehen. Für Verstockte sind selbst Wunder nur ein Interpretationsproblem.

Papst Franziskus hat mit seiner Bemerkung; „Wer nicht zum Herrn betet, betet zum Teufel“ den französischen Schriftsteller Leon Bloy zitiert. Bloy war an Leidenschaft und Hingabe an die Kirche ein Vulkan, der 1917 verglüht ist. Begeisterung und Leidenschaft sind bei uns selten geworden. Auch das ist ein Grund, warum der Neuaufbruch im Glauben kaum vorankommt. Die Kirche in Deutschland ist sesshaft geworden.

Als die Kraft der römischen Legionen nachließ, verschanzten sie sich hinter dem Limes. Nach und nach wurden die Legionen bis zu den Offiziersrängen mit Nichtrömern aufgefüllt. Bei uns werden die Pfarrstellen mit Polen, Indern und Afrikanern besetzt. Das ist für eine Weltkirche kein Problem. Es zeigt aber die nachlassende Glaubenskraft in unserem Land.

Umdenken und tätige Bekehrung erfordern Kraft. Noch scheint die Sintflut des Relativismus das ganze Land zu überschwemmen. Warum ist das so? Vor allem, weil manche kirchlichen Apparate und das ZdK Aufbrüche eher behindern und neue Initiativen vereinnahmen wollen, wie das mit der Bloggerszene der Medien versucht worden ist.

In der Bedrängnis der NS-Zeit hat Reinhold Schneider formuliert: „Allein den Betern kann es noch gelingen, das Unheil von den Häuptern abzuwenden“.

Der Aufbruch geschieht vom Zentrum aus, von der eucharistischen Anbetung Der Eucharistische Kongress von Köln ist das richtige Signal.

Es gibt auch Lichtblicke. Bei der Gebetsvigil und dem anschließenden Gebetszug für das Leben am 10. Mai in Lindau ging Weihbischof Florian Wörner aus Augsburg mit auf die Straße. Es war eine kleine Schar von Lebensschützern, der er vorangeschritten ist. Aber in der Kirche Gottes zählt nicht die Quantität, sondern die Qualität. Entscheidend ist, dass der Sauerteig kräftig und ausreichend ist, das Ganze zu durchsäuern.



Mit den
besten Wünschen im
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

„Herr, zu wem sollen wir gehen?“

Botschaft zum Nationalen Eucharistischen Kongress für die Kirche in Deutschland, Köln, 5.-9. Juni 2013

Meinen verehrten Brüdern
Kardinal Joachim Meisner
Erzbischof von Köln
Erzbischof Robert Zollitsch
Vorsitzender der Deutschen
Bischofskonferenz

Unter dem Leitwort „*Herr, zu wem sollen wir gehen?*“ (Joh 6,68) kommen in diesen Tagen die Katholiken in Deutschland wie auch Gläubige aus den benachbarten Ländern zu einem Nationalen Eucharistischen Kongress in Köln zusammen. Das Ereignis reiht sich ein in die lange Tradition eucharistischer Verehrung in dieser Stadt, die als einer der ersten Orte seit dem 13. Jahrhundert das Fronleichnamfest mit Sakramentsprozessionen begeht und im Jahre 1909 Schauplatz eines Eucharistischen Weltkongresses gewesen ist. So sende ich gern Kardinal Paul Josef Cordes von Rom als meinen Sondergesandten, um meine innige geistliche Gemeinschaft mit allen deutschen Katholiken zu bekunden und der weltweiten *Communio* unserer Kirche Ausdruck zu geben. Der Vater im Himmel schenke allen Teilnehmern reiche Früchte der Gnade aus der Verehrung des eucharistischen Christus.

Herr, zu wem sollen wir gehen?
Nach dem Unverständnis vieler seiner Zuhörer, die Jesus selbstsüchtig vereinnahmen möchten, macht sich Petrus mit dieser Frage zum Sprecher der Getreuen. Die Jünger setzen nicht auf die irdische Befriedigung solcher, die „satt geworden sind“ (Joh 6,26) und sich dennoch abmühen für „eine Speise, die verdirbt“ (Joh 6,27). Wohl kennt auch Petrus den Hunger; und lange fand er nicht die Nahrung, die ihn umfassend hät-

te sättigen können. Dann ließ er sich auf den Mann aus Nazaret ein. Er folgte ihm. Jetzt kennt er den Meister nicht mehr nur vom Hörensagen. Im täglichen Umgang mit ihm ist uneingeschränktes Vertrauen gewachsen. Das ist der Glaube an Jesus, und nicht grundlos verspricht sich Petrus vom Herrn das ersehnte Leben in Fülle (vgl. Joh 10,10).

Herr, zu wem sollen wir gehen? So fragen wir hier als Glieder der Kirche von heute. Mag dieser Satz in unserem Mund zunächst noch zaghafter klingen als auf den Lippen des Petrus: Wie beim Apostel kann allein die Person Jesu unsere Antwort sein. Gewiss, er lebte vor zweitausend Jahren. Doch wir können ihm noch in unseren Tagen begegnen, wenn wir auf sein Wort hören und ihm auf einzigartige Weise in der Eucharistie nahe sind; diese Feier nennt ja das Zweite Vatikanische Konzil die „heilige Handlung, deren Wirksamkeit kein anderes Tun der Kirche an Rang und Maß erreicht“ (*Sacrosanctum Concilium* 7). Dass die Heilige Messe uns nur nicht verkümmert zu flacher Routine; dass wir nur ihre Tiefe immer besser ausschöpfen! Sie ist es ja, die uns in Christi gewaltiges Erlösungswerk einbezieht, die unser geistliches Auge für seine Liebe schärft: für seine Tatprophetie, mit der er im Abendmahlssaal seine Selbsthingabe am Kreuz begann; für seinen unwiderrufflichen Sieg über Sünde und Tod, den wir in ihr voll Stolz und festlich verkünden. „Man soll die heilige Messe erleben lernen,“ sagte der selige Johannes Paul II., als ihn eines Tages junge Leute in einem römischen Priesterseminar auf die tiefe Sammlung hin ansprachen, mit der er zelebrierte (*Besuch*



im Pontificium Collegium Germanicum et Hungaricum 18.10.1981). „Die heilige Messe erleben lernen!“ Dazu hilft uns als Hinführung das anbetende Verweilen vor dem eucharistischen Herrn im Tabernakel und der Empfang des Bußsakramentes.

Herr, zu wem sollen wir gehen?
Diese Frage stellen sich schließlich manche Zeitgenossen, die – hell-sichtig oder in dunkler Ahnung – den Vater Jesu Christi noch suchen. Ihnen will der Erlöser entgegenkommen durch uns, die wir durch die Taufe seine Brüder und Schwestern wurden und im eucharistischen Mahl die Kraft erhalten, seine Heilssendung mitzutragen. Mit unserem Leben und Wort ist ihnen zu verkünden, was wir mit Petrus und den Aposteln erkannt haben: Herr, du hast Worte des ewigen Lebens (Joh 6,68). Unser Zeugnis wird sie entzünden, so wie wir von Christus entzündet wurden. Wir alle, Bischöfe, Priester und Diakone, Ordensleute und Laien, haben den Auftrag, Gott zur Welt und die Welt zu Gott zu bringen.

Christus begegnen, sich Christus anvertrauen, Christus verkünden – das sind Eckpunkte unseres Glaubens, der sich im Brennpunkt der Eucharistie bündelt. Der Eucharistische Kongress in diesem Jahr des Glaubens feiert mit neuer Freude und Gewissheit: Der Herr der Kirche lebt

in ihr. Mit meinem herzlichen Gruß erteile ich Euch allen den Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am 30. Mai 2013, dem Hochfest des Leibes und des Blutes Christi.

Franciscus



Katholisches Wort in die Zeit

DER FELS

www.der-fels.de

Liebe Leser!

Wir bitten dringend um Spenden für den Fels

Unsere Zeit braucht ein klares Wort der Orientierung und Ermutigung im Glauben – das katholische Wort.

Unterstützen Sie uns weiter, damit wir unser Bemühen mit dem FELS fortsetzen können.

Recht herzlichen Dank

Ihre Fels-Redaktion

Fels-Verein e.V., Auslieferung, Postfach 11 16, 86912 Kaufering
DPAG, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt, 04215

XXXXXXX ← Bitte Beziehernummer des „FELS“ (ist auf dem Adressticket) bei der Überweisung angeben

Frau Mustermann
Musterstraße 1
12345 Musterstadt

Konto Fels e.V.: Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00
Weitere Banken siehe Impressum Seite 223

Papst Franziskus – ein Papst der klaren Alternativen

Zu einer einmalig witzigen Szene kam es bei der Begegnung von Papst Franziskus mit den kirchlichen Bewegungen am 18. Mai 2013 auf dem Petersplatz. Bei der Beantwortung von Fragen einzelner Vertreter der kirchlichen Bewegungen ging Papst Franziskus auf die Jubelrufe von Gläubigen ein, die ihm entgegengebracht worden waren: „Jetzt möchte ich einen kleinen Vorwurf aussprechen, aber brüderlich, unter uns: Ihr alle habt auf dem Platz gerufen: »Franziskus, Franziskus, Papst Franziskus!«. Aber Jesus, wo war er? Ich hätte gewollt, dass ihr gerufen hättet: »Jesus, Jesus ist der Herr, und er ist wirklich mitten unter uns!« Von jetzt an nicht mehr: »Franziskus«, sondern: »Jesus!« – Lassen wir uns überraschen, ob diese Bitte des Heiligen Vaters auf dem Petersplatz Wirklichkeit wird.

Allein diese kleine Anekdote weist Papst Franziskus – genau wie sein Vorgänger – als klaren „Christozentriker“ aus. Jesus Christus ist Mitte, Mittler und Fülle des Heiles. Durch ihn ist alles – und ohne ihn ist nichts. Jeder Aspekt kirchlichen Handelns und kirchlicher Verkündigung muss sich also daran messen lassen: Führt uns das wirklich zu Christus hin – oder führt uns dieser oder jener Akzent eher weiter weg von ihm? Papst Franziskus ist in dieser Hinsicht ein Mann der klaren Alternativen: Alles, was uns zu Christus führt, gehört in die Kirche. Alles, was uns von ihm entfernt bzw. zu unserer Freundschaft mit ihm nichts beiträgt, gehört aus der Kirche verbannt – eine Form der Entweltlichung: Es gibt den Geist der Welt und den Heiligen Geist, den Geist Christi. Den Geist der Welt gilt es abzuschütteln, den Geist Christi gilt es zu erkennen, zu lieben und zu leben.

1. Papst Franziskus – in erster Linie ein Seelsorger

Dass Papst Franziskus vor allem Seelsorger und weniger akademischer Theologe oder Philosoph sein möchte, deutet bereits der Untertitel seines in deutscher Übersetzung erschienenen Buches „Offener Geist und gläubiges Herz. Biblische Betrachtungen eines Seelsorgers“ an.

Was sind die zentralen Themen seiner bisherigen Predigten und Ansprachen? – Anders als möglicherweise kurz nach der Wahl vermutet, ist Papst Franziskus nicht zum radikalen Kirchenreformer und „Sozialpapst“ geworden. Wichtiger als kirchliche Strukturreformen und die

Beschäftigung mit politisch-sozialen Fragen ist ihm die persönliche Beziehung der Menschen zu Gott und seinem Sohn Jesus Christus. Immer geht es in seinen Ansprachen um einen Aspekt der Freundschaft mit Gott – meist in sehr kurzer und prägnanter Sprache, zugespitzt und radikal, in der Regel gegliedert in drei zentrale Punkte. Bei kath.net werden aus den täglichen Predigten und Ansprachen von Papst Franziskus bereits sogenannte „Franziskus Perlen“.

Papst Franziskus spricht gerne über die gelebte Beziehung zu Jesus Christus, das Gebet, die Liebe zu Gott, die Nächstenliebe, den Heiligen Geist, die Sakramente der Kirche, das Leben nach dem Willen Gottes und die eigene Berufung. Er versteht



Papst Franziskus: „Geld soll dienen und nicht herrschen“

„Hinter der Jagd nach Geld verbirgt sich die Zurückweisung der Ethik, die Zurückweisung Gottes. Ähnlich wie die Solidarität ist auch die Ethik lästig. Man hält sie für kontraproduktiv, zu human, weil sie Geld und Macht relativiert. Man hält sie für eine Bedrohung, weil sie die Manipulation und Herabsetzung der Person verurteilt, weil sie zu Gott führt, der über den Marktgesetzen steht. Für Finanzmanager, Ökonomen und Politiker ist Gott nicht beherrschbar, nicht handhabbar, gefährlich, weil er den Menschen zu seiner Verwirklichung und Unabhängigkeit von jeder Sklaverei ruft.“

es, die Menschen mit seiner Natürlichkeit, Einfachheit und Freundlichkeit zu begeistern. Ihm ist es wichtig, wirklich nahe bei den Menschen zu sein und ihre Sprache zu sprechen. Vielleicht könnte man sagen, dass Papst Franziskus das Papstamt bzw. den Petrusdienst ein wenig „entmystifizieren“ möchte. Auf jeden Fall möchte er den Stuhl Petri ganz im Sinne der Freiburger Rede Papst Benedikts XVI. „entweltlichen“. Der Papst ist in erster Linie Diener der Diener Gottes, Bischof, Priester, Diakon, also Seelsorger und Hirte: „Die wahre Macht liegt im Dienen. Der Papst muss allen dienen, besonders den ganz Armen, Schwachen und Geringen.“ (19. März 2013)

Denken wir noch einmal zurück an die Zeit nach dem Rücktritt von Papst Benedikt XVI. und kurz vor der Papstwahl, so stellen wir fest: Papst Franziskus setzt von Anfang an eigene, wichtige Akzente, zeigt die Bereitschaft und den Mut zu notwendigen Strukturreformen in der römischen Kurie und gewinnt durch sein frisches und fröhliches Auftreten

schnell die Herzen der Menschen. In Lehrfragen steht er in Kontinuität zu seinem Vorgänger Papst Benedikt XVI., dessen „Jahr des Glaubens“ er fortsetzt und dessen Anliegen in Richtung Entweltlichung und Neuevangelisierung er bereits aufgegriffen hat.¹ Und dennoch ist Papst Franziskus als ein „Franziskus“, als Lateinamerikaner und als Jesuit ein dreifaches Novum im Vatikan.² Er möchte vieles anders machen, um noch näher bei den Menschen zu sein. Dieses Bestreben wird ihn sicherlich dazu bewegt haben, einen etwas anderen Kleidungsstil als sein Vorgänger zu wählen, in der Domus Sanctae Marthae wohnen zu bleiben und jeden Tag eine öffentliche Messe in einem kleineren Kreis von Gläubigen zu halten, deren Predigt in Teilen auch veröffentlicht wird.

2. Der Geist der Welt und der Heilige Geist

Immer wieder stellt Papst Franziskus uns Gläubigen die klare Alternative vor Augen: entweder Gott oder der Teufel, entweder das Du oder das Ich, entweder der Heilige Geist oder der Geist der Welt. Wir können uns in unserem Leben jeden Tag entscheiden, ob wir Gottes Willen befolgen oder aber unseren eigenen Willen durchsetzen wollen. Wir haben die Wahl zwischen dem Geist der Welt oder dem Heiligen Geist. Wir können Gott anbeten oder aber den Teufel.

Diese klare Alternative – entweder ein Leben ganz für Gott oder nicht – kommt besonders deutlich in den vielen Ansprachen, Predigten und Twitter-Botschaften des Heiligen Vaters zum Ausdruck. Er stellt den Menschen immer wieder vor die Entscheidung zwischen der „Logik der Welt“ und der „Logik Gottes“: „Die Logik der Welt treibt uns zum Erfolg, zur Herrschaft und zum Geld, die Logik Gottes zur Demut, zum Dienen und zur Liebe.“ (2. Juni 2013) – „Die Gefahr des Götzendienstes ist gege-

ben: die Götzenverehrung, die mit dem Geist der Welt vor uns gebracht wird. Jesus ist in seinem Nein zum Geist der Welt klar.“ (6. Juni 2013)

In klarer und gleichsam radikaler Weise prangert Papst Franziskus die herrschende Kultur des Egoismus und der Weltlichkeit an. Man könnte fast sagen: Während Papst Benedikt XVI. besonders stark gegen die „Diktatur des Relativismus“ ankämpfte, geht Papst Franziskus nun gegen die „Diktatur des Egoismus“ vor. Bei Franziskus steht also die ganz konkrete und beständig praktizierte Liebe und Freundschaft mit Jesus Christus im Zentrum. Seine Predigten und Ansprachen sind erstaunlich wenig theologisch, aber umso klarer, verständlicher und eindringlicher. Selten wagt er „theologische Purzelbäume“ oder philosophische Exkurse. Er spricht von Liebe, Nachfolge, Demut, Versöhnung, vom Dienen, vom Beten und vom Sich-Verschenken. Er prangert den Konsumismus, Materialismus, Relativismus und Egoismus dieser Zeit an und stellt die Nachfolge Christi als Alternative daneben: „Das Evangelium leben heißt gegen den Egoismus ankämpfen. Das Evangelium ist Vergebung und Frieden; es ist die Liebe, die von Gott kommt.“ (22. Mai 2013)

3. Ganzherzigkeit statt Halbherzigkeit

Die Alternative, die uns Papst Franziskus vor Augen führt, stellt sich in aller Radikalität und Konsequenz in unserem Alltag. Papst Franziskus fordert von uns Ganzherzigkeit statt Halbherzigkeit in unseren Entscheidungen. Wenn wir uns einmal – in der Taufe – für den Heiligen Geist entschieden haben, so müssen wir diese Entscheidung in aller Radikalität und Konsequenz leben. Ansonsten werden wir wieder zu halbherzigen Christen und schließen uns letztlich doch dem Geist der Welt an: „Fragen wir uns, ob unser Leben

wirklich von Gott erfüllt ist. Wie viele Dinge ziehen wir ihm tagtäglich vor?“ (17. Mai 2013) – „Man kann nicht Teilzeit-Christ sein! Versuchen wir unseren Glauben jeden Tag, immer und überall zu leben.“ (16. Mai 2013) – „Gebt euch nicht mit einem mittelmäßigen christlichen Leben zufrieden; geht entschlossen den Weg zur Heiligkeit.“ (7. Mai 2013) – „Christ sein heißt nicht bloß die

**Auf die Frage eines Jugendlichen:
„Warum verzichtest du auf die prunkvolle Wohnung im Vatikan und auf ein großartiges Auto?“**

Papst Franziskus: „Für mich ist das nicht so sehr ein Thema des Reichtums, sondern meiner psychischen Verfassung. Ich muss unter Leuten leben, und wenn ich allein lebe, vielleicht ein wenig isoliert, bekäme mir das nicht gut. Außerdem glaube ich, dass es so viel Armut in der Welt gibt und zugleich so viel Reichtum, so viel Mittel um allen zu Essen zu geben. Man kann nicht verstehen, dass es so viele hungrige Kinder gibt, so viele Kinder ohne Ausbildung, so viele Arme. Die Armut heute ist ein Aufschrei. Wir müssen überlegen, wie wir ein bisschen ärmer leben, um Jesus ähnlicher zu sein.“

Gebote befolgen, sondern zulassen, dass der Herr von unserem Leben Besitz ergreift und es verwandelt.“ (10. April 2013) – „Bei Jesus bleiben bedeutet aufbrechen, aus sich selbst herausgehen und nicht in einem müden Gewohnheitsglauben verharren.“ (27. März 2013) – Vielleicht fühlen wir uns bei Papst Franziskus ein we-

nig an manchen radikalen Ausspruch Jesu erinnert, der uns wachrütteln kann: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein ein Nein; alles andere stammt vom Bösen“ (Mt 5, 37).

Gerade im Jahr des Glaubens stellt Papst Franziskus den gelebten Glauben, die „Theopraxis“ in den Vordergrund seiner Predigt: Glauben kann man zwar nicht ohne Glaubensinhalte. Um den Glauben zu „erlernen“, um in ihn hineinzuwachsen, ist allerdings die persönliche Beziehung, die Freundschaft zu Jesus Christus die entscheidende Konstante. Ein Christ mag noch so viel über den Glauben wissen – ohne Praxis des Glaubens im Alltag, im Gebet, in den Sakramenten, in der Nächstenliebe, ist der Glaube nichts wert. Glaube braucht Gebet, Gespräch und Gemeinschaft. Glaube will praktische Gestalt annehmen. Ein theoretischer Glaube ist kein ernst gemeinter Glaube an Jesus Christus.

4. Ausblick

Gestatten Sie mir zum Abschluss einen kleinen Hinweis in eigener Sache: Kurz nach der Wahl von Papst Franziskus hat sich das „forum franziskus“ (www.forum-franziskus.de) als Mediennetzwerk junger Menschen in Deutschland gegründet. Seitdem ist die Initiative vor allem im Rheinland gewachsen und nimmt langsam Konturen an. Die Mitglieder des „forum franziskus“ fühlen sich dem Heiligen Vater besonders verbunden und möchten seinem Gedankengut in der Öffentlichkeit und in den Medien den Boden bereiten. Vielleicht kennen Sie junge Menschen, die Interesse haben, sich für Papst und Kirche in den Medien stark zu machen. Vielleicht haben Sie auch einfach nur Interesse, die Entwicklung des „forum franziskus“ im Internet zu verfolgen. So sehr Papst Franziskus derzeit selbst in Deutschland positiv aufgenommen wird – wir haben noch viel von ihm zu lernen.

Papst Franziskus: „Der Mensch ist in Gefahr!“

„Heute ist der Mensch in Gefahr, die menschliche Person. Es ist wie beim Turmbau zu Babylon. Wenn damals ein teuer produzierter Backstein herunterfiel, war das ein Drama, nicht aber wenn ein Mensch vom Gerüst fiel.“

Wenn wir ihn auf schwarze Schuhe, ein wenig Show und lateinamerikanisches Temperament reduzieren, haben wir nichts verstanden. Vermutlich fehlt in Deutschland noch der aufnahmebereite Boden für seine radikale Botschaft.³ Hieran lässt sich allerdings arbeiten. Nichts ist in der Kirche Christi heute kostbarer als junge und authentische Glaubenszeugen, die wirklich ein wenig Freude am Glauben ausstrahlen: „Der Heilige Geist verwandelt und erneuert, er schafft Harmonie und Einheit, er schenkt Mut und die Freude, die Botschaft weiterzugeben.“ (19. Mai 2013) □



www.forum-franziskus.de

¹ Vgl. Georg Dietlein, Franziskus – das Gegenteil von Benedikt?, in: <http://kath.net/news/40764> (04.04.2013).

² Vgl. Moritz Hemsteg, Papst Franziskus – ein dreifaches Novum, in: <http://kath.net/news/40919> (15.04.2013).

³ Hubert Gindert, Seit seiner ersten Rede stört er die Ruhe, in: <http://www.kath.net/news/41602> (09.06.2013).



Anton Ziegenaus:

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes

Wir Christen beginnen den Tag, das Gebet, die hl. Messe „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

Gottes gewaltiger Name

Name ist nicht „Schall und Rauch“, die verfliegen, sondern das Wesen, das bleibt. So werden die Tiere zum geistbegabten Adam gebracht, damit er ihnen den passenden Namen gebe (vgl. Gen 2,19ff). Jesu Name drückt seine Sendung aus (vgl. Mt 1,21); er enthält alle Heilstaten (Apg 10,k43).

Mose fragt angesichts des Auftrags, die Isrealiten aus Ägypten herauszuführen, Gott nach seinem Namen, und Gott offenbart sich ihm als: „Ich bin da als der, der ich da bin“ (Ex 3,14). Er wird da sein, vielleicht nicht immer so, wie wir es erwarten, aber er ist da.

So wie Adam den Tieren ihren Namen gab, so ruft Gott den Einzelnen beim Namen (Vgl. Is 43,1; 45,4). Gott erschafft ihn, nicht nach Art eines Handwerkers, der vorgegebenes Material braucht (wie der Schreiner Holz für den Tisch), sondern ruft die Dinge ins Dasein durch sein Wort: „Gott sprach ... und es war“ (Gen 1,3.6f.4,11). Der hl. Augustinus meint mit anderen Worten das gleiche: Gott sieht die Dinge nicht, weil sie sind, sondern sie sind, weil er sie sieht. Ihm eignet also ein schöpferischer Blick. Die Herrlichkeit der Schöpfung soll nach Ps 148 das Lob des Schöpfers anregen: „Alles lobe den Namen des Herrn, erhaben ist sein Name allein.“

Gottes unvorstellbare Liebe

Aber nicht nur die Schöpfung offenbart die Herrlichkeit Gottes, sondern der Sohn offenbart ihn als seinen „Abba“, seinen guten lieben Vater. Dieses aramäische Wort haben die Christen als kennzeichnend für die Gottesanrede Jesu empfunden, so dass sie es im Original überlieferten und oft nicht übersetzten (vgl. Mk 14,36; Röm 8,15; Gal 4,6).

Im Anschluss an die beiden Stellen aus den Paulusbriefen spricht der Apostel davon, dass Christen mit dem Sohn Söhne (Kinder) Gottes sind und nicht mehr Sklaven (Knechte).

Paulus dürfte dabei die antike Regel vor Augen haben, dass ein Sklave von sich aus nicht zu seinem Herrn gehen darf, sondern nur wenn er gerufen wird; aber ein Kind darf immer zu seinem Vater gehen. Der Christ, der Getaufte hat daher immer Zutritt zum „lieben, guten Vater“. Diese Regel stand wohl auch im Hintergrund der scheinbar zurückhaltenden Einleitung vor dem Vaterunser in der hl. Messe: „Wagen wir zu sprechen.“

An der ewigen Liebe zwischen Vater und Sohn dürfen die Kinder als Mitsöhne mit dem Sohn teilnehmen. „Sind wir aber Kinder, dann auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi. Im Johannesevangelium (17,23ff) finden die selben Gedanken folgenden Ausdruck: „Vater, was du mir gegeben hast: Ich will, dass dort, wo ich bin, auch sie bei mir seien, so dass sie meine Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast, weil du

mich geliebt hast vor Grundlegung der Welt ... diese haben erkannt, das du mich gesandt hast; und ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und werde ihn kundtun, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen sei und ich in ihnen“. Diese Liebe ist ausgegossen durch den heiligen Geist (Röm 5,5).

Der Geist, den der Vater im Namen des Sohnes sendet

Wo sich die gegenseitige Liebe zum Vater und Sohn begegnen, entspringt, wie Theologen annehmen, der Heilige Geist. Er wurde gesandt, um Zeugnis vom Sohn zu geben, ihn aufzuschließen und ihn zu verherrlichen, d.h. zu zeigen, dass sein Kreuz nicht Torheit, sondern Kraft und Liebe des Vaters ist, der die Welt so sehr geliebt hat, dass er seinen Sohn dahingab (vgl. Joh 3,16; 14,15ff; 1 Kor 1,23ff). „Dieser Geist bezeugt unseren Geist, dass wir Kinder Gottes sind ... und Miterben Christi“; dies setzt voraus und dazu gibt der Geist die Kraft, dass wir bereit sind, mit Christus „zu leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden“ (Röm 8,16f). Der Geist hilft zu einem Leben nach dem Vorbild Christi, mit dem wir mitleiden und miterlösen können.

Trinität als Ausdruck für die Fülle Gottes

Der hl. Augustinus polemisiert in seinen Bekenntnissen gegen Menschen, die unüberlegt fragen, was Gott vor der Erschaffung der Welt getan habe; er findet solche Fragen töricht,

Das Bild ist dem Freskenzyklus zum Glaubensbekenntnis aus der Klosterkirche in Ochsenhausen entnommen.

Es will die Einheit in Gott – darauf verweist auch das Dreieck als Nimbus hinter dem Kopf von Gott-Vater, Gott-Sohn und der Taube, die den hl. Geist darstellt – und die Dreifaltigkeit in den Personen zum Ausdruck bringt.



denn für ihn ist die Zeit erst mit der Schöpfung erstanden, d.h. ein „Vor“ der Welt gibt es nicht. Doch kann man sich diese Frage durchaus durch den Kopf gehen lassen. Gott ist für uns Christen kein Neutrum, kein Es, kein Prinzip, sondern eine Person. Eine Person, die immer in ihrer Ewigkeit allein wäre, wäre bedauernswert, weil sie auf ein Du hin angelegt ist, das sie nicht findet. Gott als Person wäre in diesem starren Monotheismus wie ein Mann oder eine Frau, die keinen Partner gefunden haben, unerfüllt.

So drängt sich die Vorstellung auf, der einsame Gott hätte die Welt erschaffen, um seine Langeweile zu überwinden. Aber wäre Gott dann nicht von der Welt abhängig, wenn er sie bräuchte? Ferner hätte Gott niemand, den er lieben könnte, denn Lie-

be zielt auf Ebenbürtiges und Gleichrangiges. Zudem ist zu bedenken, dass eine ewige göttliche Person dem Menschen immer als so gewaltig und überlegen vorkäme, dass er sich unterdrückt fühlte. Der Atheismus der Neuzeit (Nietzsche, Sartre) leugnet die Existenz Gottes mit der These, dass Gott als Subjekt den Menschen zum unfreien Objekt degradiere. Insofern ist ein starrer Monotheismus, wie ihn der Islam und auch das Judentum vorträgt, religionsphilosophisch bedenklich.

Wenn wir aber Gott trinitarisch denken dürfen, stehen sich Vater und Sohn ebenbürtig gegenüber. Verbunden in der Liebe des Heiligen Geistes, ist Gott in seiner ewigen Liebe erfüllt. Diese kann, weil sie nicht bedürftig ist, sich hingeben. Diese ewi-

ge Liebe hat nun aus Liebe, nicht zur Selbsterfüllung, die Welt erschaffen, und der Mensch, auch wenn er sündigt und den Zorn Gottes verdiente, steht nicht allein dem übergewaltigen Gott gegenüber, sondern kann unter den Schirm des Sohnes flüchten, der Gott und Mensch ist und unser Fürsprecher (vgl. 1 Joh 2,1). So ist unser Gebet immer trinitarisch strukturiert: Im Heiligen Geist durch den Sohn vor dem Vater.

So begann unser Leben als Mensch und als Christ (in der Taufe) im Namen dessen, der ewige Liebe ist, und so beginnen wir den Tag und das Gebet, die hl. Messe in diesem Namen und werden in ihm gesegnet, damit wir unsere Sendung im Alltag erfüllen, in der Sendung des Sohnes und des Heiligen Geistes. □

Adam gibt im Paradies den Tieren die Namen; Bild aus dem Meteora-Kloster des hl. Nikolaus Anapavvas.

Gen 2,19: Gott, der Herr, formte aus dem Ackerboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu, um zu sehen, wie er sie benennen würde. Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so sollte es heißen.



„Bring mich nach dem Hardenberg“

Zwischen Essen und Wuppertal: der Wallfahrtsort Neviges

Im Jahr 1680 hatte der Franziskaner P. Antonius Schirley im Kloster von Dorsten in Westfalen eine eigentümliche Vision. Während er vor einem kleinen Marienbildchen betete, das er aus einem Gebetbuch ausgeschnitten hatte, vernahm er die Stimme der Gottesmutter, die zu ihm sagte: „Bring mich nach dem Hardenberg, dort will ich verehrt werden.“ Wo der Hardenberg lag, das wusste P. Antonius sehr gut – immerhin hatten sich dort vor vier Jahren seine Mitbrüder niedergelassen und gerade ein Kloster errichtet.

In reformierter Umgebung

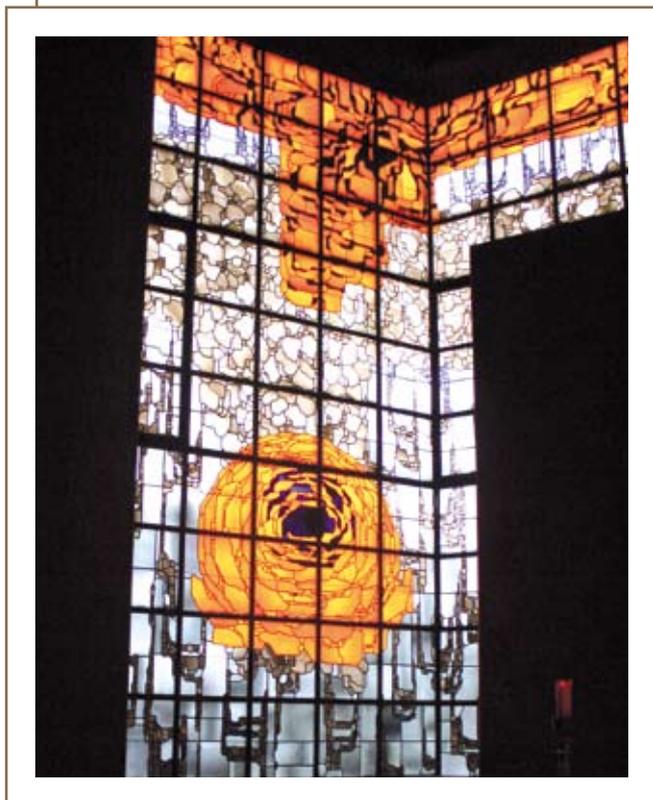
Der Name Hardenberg rührt von einem Herrschergeschlecht her. Die Herren von Hardenberg hatten die Herrschaft über Teile des Herzogtums von Berg, dem heutigen Bergischen Land, das sich nördlich und östlich von Köln befindet. Das Stammschloss der Hardenberger befand sich in einer Ortschaft zwischen Wuppertal und Essen, die den Namen Neviges trägt und heute einer der bekanntesten Marienwallfahrtsorte in der Erzdiözese Köln ist.

Hierhin sollte also das Marienbild des Pater Antonius gebracht werden, an einen Ort, der ein Zentrum der Reformation im Bergischen Land war. Im Pfarrhaus von Hardenberg-Neviges fand im Jahr 1589 die erste Bergische Synode des Neuen Glaubens statt, nachdem die Hardenberger sich 1570 dem Calvinismus angeschlossen hatten. Katholische Gottesdienste gab es fortan nicht mehr. 1649 allerdings kehrten die Hardenberger wieder zum Katholizismus zurück, nachdem Johann Sigismund von

Das Gnadenbild von Neviges



Das Erlösungsfenster im Wallfahrtsdom Neviges stellt Maria als „Rose ohne Dornen“ unter dem Kreuz dar. Christus hat die Menschen erlöst, doch Maria ist Mitwirkende am Erlösungswerk.





Die Anlage des Mariendoms. Im Hintergrund die alte Kirche

Bernsau die katholische Anna von Asbeck geheiligt hatte. Als allerdings Johann Sigismund verstorben war, kam es zu einem Eklat: Die Protestanten verhinderten mit Gewalt die Feier des Katholischen Requiems in der freilich evangelischen Kirche. Daraufhin errichtete Anna von Asbeck eine Kapelle, zu Ehren ihrer Namenspatronin, der heiligen Anna. Diese Kapelle wurde den Franziskanern anvertraut. Im Jahr 1680 begannen die Brüder, ein Kloster zu errichten – und sollten dabei Unterstützung durch Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg erhalten. Dieser Bischof von Paderborn und Münster war nämlich schwer erkrankt und fand auf wunderbare Weise Genesung. Eben jene Heilung hatte bereits die Muttergottes in der Vision des P. Antonius Schirley vorausgesagt.

So zog der geheilte Fürstbischof nach Neviges und feierte im St.-Anna-Kirchlein eine heilige Messe zum Dank. Zudem ließ er das Kloster der Franziskaner fertig stellen.

Wachsender Pilgerstrom

Mit der Dankeswallfahrt von Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg begannen die bis heute andauernden Wallfahrten, die Neviges zu dem bedeutenden Pilgerort in der Erzdiözese Köln machten.

Bereits 1728 wurde in Neviges eine neue Kirche errichtet, die das St.-Anna-Kirchlein ablöste. Der Pilgerstrom wuchs und wuchs. Um das Jahr 1740 kamen jährlich 20 000 Pilger. Als 1781 das 100 Jahr-Jubiläum der Wallfahrt gefeiert wurde, wurden zuweilen 10 000 Pilger am Tag gezählt, ebenfalls beim 200 jährigen Jubiläum 1881.

Bald war die Pilgerkirche von Neviges für die vielen Wallfahrer zu klein. Zunächst wurde eine geräumigere Beichtkapelle angebaut. Außerdem verlegten die Ordensleute mehr und mehr Gottesdienste mit Pilgern ins Freie, auf die im Jahr 1881 errichtete Anlage des Kreuzberges – eine parkähnliche Anhöhe mit Kreuzwegstationen. An der zwölften Station

mit der Kreuzigungsszene befindet sich noch heute eine große Fläche mit einem Altar unterhalb der Kreuzigungsgruppe, zur Feier der heiligen Messen.

Im Jahr 1904 wurde dort das Gnadenbild von Neviges durch den Kölner Erzbischof Kardinal Antonius Fischer im Beisein von 30 000 Pilgern gekrönt. Geplant wurde damals schon der Bau einer neuen Wallfahrtskirche, doch dazu fehlte das Geld. So errichtete man stattdessen als Pendant zum Kreuzberg den Marienberg mit Stationen, die die Geheimnisse des Rosenkranzes darstellen. Hier konnten auf der Kuppe vor einer Marienkapelle mit rund 20 000 Pilgern Gottesdienste gefeiert werden.

Doch der Pilgerstrom wuchs weiter. Vor dem Ersten Weltkrieg wurden jährlich rund 100 000 Wallfahrer gezählt, und im Jahr 1935 kamen insgesamt 340 000 Pilger. Die Wallfahrt boomte rund zwei Jahre nach der Machtergreifung der Nazis. Viele Pilger setzten so ein Zeichen gegen den Nationalsozialismus. 1954



Reliquiar mit der Arm-Reliquie des sel. Johannes Duns Scotus, des Theologen der „Unbefleckten Empfängnis Mariens“

erreichte die Wallfahrt ihren Höhepunkt nach dem Zweiten Weltkrieg: 300 000 Wallfahrer fanden in diesem Jahr den Weg nach Neviges.

So wurde es dringend nötig, eine neue Kirche zu errichten. 1960 konnte dazu endlich eine Entscheidung getroffen werden: Der Kölner Erzbischof Joseph Kardinal Frings, ein großer Förderer der Nevigeser Wallfahrt, favorisierte als Baumeister den Architekten Gottfried Böhm, dessen Vater Dominikus bereits viele Kirchen in der Kölner Diözese errichtet hatte. Die 1968 fertig gestellte Kirche, die 2000 Pilger fasst, ist heute als Wallfahrts- oder Mariendom von Neviges bekannt. Konsekriert wurde sie von Vitus Chang, einem Bischof aus dem Orden der Steyler Missionare, der ursprünglich aus China kam, dort aber von den Kommunisten vertrieben worden war und dann in der Erzdiözese Köln wirkte. Kardinal Frings war bei der Weihe dabei, konnte sie wegen seiner fortgeschrittenen Blindheit aber nicht mehr vollziehen.

Der monumentale Bau, die zweitgrößte Kirche nach dem Kölner Dom im Erzbistum, steht hoch oben über dem Ort und ist weithin sichtbar. Nicht von ungefähr soll der Mariendom an die Stadt Gottes auf dem

Berg erinnern, die die Gemeinschaft der Kirche symbolisiert. Zum anderen aber kann der Bau auch auf das Neue Jerusalem verweisen, das die Offenbarung des Johannes beschreibt (Offb 21,2-4). Gott wohnt inmitten dieser Stadt, unter den Menschen. Er wird ihre Tränen trocknen, und den Tod wird es nicht mehr geben.

Die Stadtsymbolik, die auch im Innern der Kirche aufgenommen wird, weist damit nicht nur auf das Hier und Heute hin, sondern auch auf unsere Zukunft in der Stadt Gottes.

Wallfahrt zur „Unbefleckten Empfängnis“

Wenn der Mariendom sich doch sehr von der alten Nevigeser Kirche unterscheidet, so ist der Geist der Wallfahrt doch derselbe. So ist die Kirche der Gottesmutter als der „Unbefleckten Empfängnis“ geweiht. Bezeichnenderweise befindet sich seit der Grundsteinlegung 1966 im Dom auch ein Stein aus Lourdes – aus dem Wallfahrtsort, wo sich die Gottesmutter 1858 der jungen Bernadette Soubirous als „Unbefleckte Empfängnis“ offenbarte. Vier Jahre zuvor hatte Papst Pius IX. die „Unbefleckte Empfängnis“ Mariens zum

Dogma erhoben, also den Glauben, dass die Gottesmutter im Unterschied zu allen anderen Menschen bereits bei ihrer Geburt frei von der Erbsünde war. Der Papst folgte hier franziskanischer Tradition, und daher verwundert es nicht, dass das in Neviges verehrte Marienbild des P. Antonius Schiley bereits auf Maria als „Unbefleckte Empfängnis“ hinwies. Das Bild orientiert sich an der mit dem Retter der Welt schwangeren Frau aus der Offenbarung des Johannes (Offb 12), die mit dem Fuß den Drachen zertritt, der ihr Neugeborenes verschlingen will. Maria, auf dem Gnadenbild umgeben von einem Sternenkranz und hellem Licht, steht – so P. Herbert Schneider OFM, langjähriger Wallfahrtsleiter von Neviges (in dem Buch „Das Antlitz der Mutter – Gnadenbilder Mariens im Erzbistum Köln“, hrsg. von Klaus-Peter Vosen) – somit mitten in Christus und mit ihm in Gott. Maria, so P. Herbert weiter, steht auch ganz in Freundschaftsliebe zu Gott, der auch ihr wiederum in Freundschaft verbunden ist.

Diese Freundschaft zu Gott ist von Anfang an Mitte franziskanischer Religiosität und wurde nicht zuletzt maßgeblich gefördert vom seligen Johannes Duns Scotus, jenem franziskanischen Kirchenlehrer, der sich auch sehr stark mit der „Unbefleckten Empfängnis“ Mariens befasste. Für Duns Scotus bedeutet der Umstand, dass die Gottesmutter ohne Erbsünde empfangen worden ist, dass Gott ihr bereits vor ihrer Empfängnis die Erlösung geschenkt hat. Dieses Geschenk Gottes an Maria ist aber auch Zeichen für Gottes Liebe zu uns, denn auch uns schenkt er Erlösung. In diesem Sinn soll der Glaube an die „Unbefleckte Empfängnis“ Mariens zur Freude und so zur Liebe zu Gott führen. Genau dies verkündigen die Franziskaner schon seit Jahrhunderten – auch in Neviges. Der dortige Mariendom zur „Unbefleckten Empfängnis“ ist übrigens auch ein Ort der Verehrung des großen Vertreters dieser Lehre: In der Kirche befindet sich eine Armreliquie des seligen Johannes Duns Scotus. □

Credo

in Spiritum Sanctum



Credo in unum Deum, Patrem omnipotentem, factorem caeli et terrae, visibilium

Die Herabkunft des Hl. Geistes an Pfingsten ereignete sich „im Obergemach“, hier angedeutet durch Stufen, Balustraden und Säulen (Apg 1, 13, 14). In der Mittelachse schwebt die Heilig-Geist-Taube und sendet Flammenzungen auf die Häupter der Anwesenden.

Einige der in der Apostelgeschichte (1, 13) aufgezählten hier Versammelten lassen sich auf dem Bild identifizieren: Maria sitzt genau in der Mitte des Bildes, genau unter der Hl.-Geist-Taube. Um ihr Haupt ist ein Schein und Strahlennimbus. Sie blickt zur Taube auf und legt demütig eine Hand auf ihre Brust. Maria ist hier dargestellt wie damals, als der Engel des Herrn zu ihr kam und sie vom Hl. Geist überschattet wurde (Lk 1, 35). Hinter ihr kniet, demütig den Kopf gesenkt, eine Frau. In der Apostelgeschichte sind Maria und die Frauen erwähnt, welche sich mit den Aposteln im Obergemach aufhielten. Dies erinnert an die Frauen, welche unter dem Kreuz standen und am Ostermorgen zum leeren Grab gingen. Danach dürfte es sich bei der Frau im Rücken von Maria um Maria Magdalena handeln. Auf der anderen Seite neben Maria erkennt man den jungen, bartlosen Apostel und Evangelisten Johannes. Wie unterm Kreuz befindet er sich auch hier in der Nähe von Maria, die jetzt seine Mutter ist (Joh 19, 27). Rechts im Vordergrund erkennt man einen weiteren Evangelisten, der ein Buch, sein Evangelium, hält. Dieser ist Matthäus, der auch in der Apostelliste der Apostelgeschichte erwähnt ist. Ein einziger Apostel trägt, neben den Frauen, eine Kopfbedeckung. Er ist am linken Rande zu sehen, und es scheint, als käme er fast verspätet in den Raum. Hier könnte Matthias gemeint sein, welcher ja erst nach der Himmelfahrt Christi in den Kreis der Apostel gewählt wurde (Apg 1, 26). Herausgehoben im Vordergrund sitzt Petrus. Er hält zwei Schlüssel, Zeichen seiner von Christus erhaltenen Schlüsselgewalt (Mt 16,19). Er ist bereits im Aufbruch begriffen. Einen Fuß hat er schon über die Türschwelle gesetzt. Gleich wird er hinausgehen, um zu predigen (Apg 2, 14). Alle übrigen Apostel haben keine individuellen Merkmale. Sie zeigen unterschiedliche Reaktionen auf das Einbrechen des Göttlichen in ihre irdische Welt.

Einige sind betend ehrfurchtsvoll in die Knie gesunken, ein anderer hat überrascht die Arme ausgebreitet, neben ihm verschattet ein leicht zweifelnder Apostel (Thomas ?) mit der Hand sein Gesicht, und eine Hintergrundgruppe diskutiert bereits über das Pfingstgeschehen.

Klassisch klar ist die Gruppierung der Personen: Zentrum des Bildes ist die Zweiergruppe der Frauen. Rechts im Hintergrund ist eine Dreiergruppe



von Aposteln, und rechts im Vordergrund zählt man eine Gruppe mit vier Personen, darunter Johannes und Matthäus. Diese beiden Gruppen erhalten links ihr Gegengewicht durch eine teils stark beleuchtete Fünfergruppe.

Die Vorlage für diesen Stich war auch als Entwurf für ein Deckenfresko gedacht. Entsprechend sollte die Darstellung Tiefe haben. Dies erreicht der Entwerfer dieses Stiches durch mehrere Kunstgriffe: So sind die Personen nach rückwärts verkleinert und der starke Kontrast zwischen Licht und Schatten wird gemildert und schließlich aufgehoben, je weiter man in die Tiefe des Bildes geht. Treppen, Säulen und Balustrade sind perspektivisch so angelegt, dass das Fresko überhöht wirkt. Vor dem von der Hl.-Geist-Taube erleuchteten Raum liegen dunkle Wolken. Auch dieser Kontrast dient der Vertiefung des Bildes.

Alois Epplé

Ludwig Gschwind:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Kardinal Augustin Bea SJ (1881 - 1968)

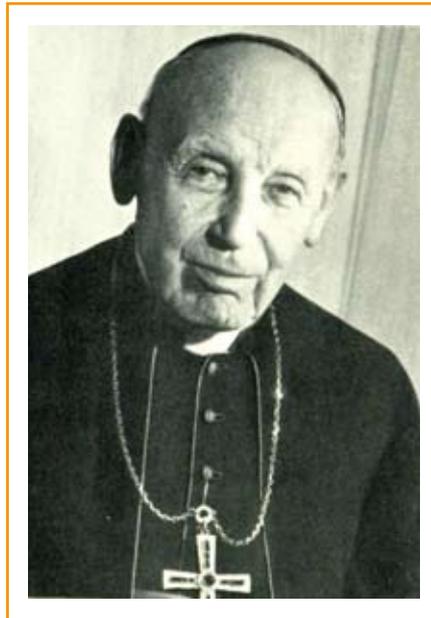
Ein Bahnbrecher der Ökumene

Wenn in diesen Tagen so viele Erwartungen an den neuen Papst aus dem Jesuitenorden gestellt werden und das Thema Ökumene immer wieder angesprochen wird, sollte man an einen deutschen Jesuiten erinnern, der zu den Bahnbrechern der Ökumene gezählt werden darf: Augustin Kardinal Bea. Er gehört nicht nur zu den herausragenden Gestalten des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) sondern des 20. Jahrhunderts. Papst Johannes XXIII. hat dem Jesuiten das Sekretariat für die Einheit der Christen übertragen.

Der am 28. Mai 1881 in Riedböhringen bei Donaueschingen geborene Sohn eines Zimmermanns schloss sich nach einem hervorragenden Abitur mit 21 Jahren dem Jesuitenorden an wie viele andere Hochbegabte. Mit 24 Jahren zum Priester geweiht konnte er mit 25 Jahren den Doktor der Theologie erwerben. Mit 29 Jahren dozierte er bereits als Professor für alttestamentliche Exegese. Wenige Jahre später, 1924, wurde Pater Bea nach Rom berufen. Die nächsten Jahre lehrte er an der Päpstlichen Universität Gregoriana. Sein reiches Wissen und seine Sprachbegabung waren ausschlaggebend, dass dem Jesuiten die Leitung des Päpstlichen Bibelinstituts übertragen wurde. Papst Pius XII., der Pater Bea sehr schätzte, machte ihn zu seinem Beichtvater. 1940 beauftragte er ihn eine Kommission zu leiten, die eine neue lateinische Übersetzung der Psalmen herausgeben sollte.

Pater Bea war ein gefragter Ratgeber in den verschiedensten Gremien

der römischen Kurie. Man schätzte den bescheidenen Ordensmann mit seiner herzlichen Art. Er fühlte sich vor allem als Wissenschaftler, aber er hatte sich auch als Ordensoberer und Visitator bewährt. Seine Erhebung zum Kardinal hat ihn selbst wohl am meisten überrascht. Schon ein halbes Jahr später gründete Papst Johannes XXIII. das „Sekretariat für die För-



derung der Einheit der Christen“ und betraute Kardinal Bea mit der Leitung. Zwar war Augustin Bea Kardinal, aber er hatte keine Bischofsweihe. Das stellte sich schon bald als ein Hindernis bei den Gesprächen mit den Orthodoxen heraus. Einen gewöhnlichen Priester, auch wenn er Kardinal war, sahen die orthodoxen Bischöfe nicht als einen gleichrangigen Gesprächspartner an. Papst Johannes XXIII. weihte deshalb Kardinal Bea 1962 zum Bischof von Gema in Numidia.

Der Kardinal knüpfte engere Kontakte zum Weltkirchenrat. Er suchte das Gespräch mit den Protestanten. Er reiste zu den Orthodoxen. Er bemühte sich nach Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils Vertreter der anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften als Beobachter zu gewinnen. Dies gelang ihm auch in hohem Maß. Kardinal Bea wurde zum Inbegriff des Bemühens der katholischen Kirche um die Einheit der Christen. Die Erklärung „Nostra aetate“, die das Verhältnis zum Judentum auf eine neue Grundlage stellte, hat Kardinal Bea erarbeitet. Er war auch am Entstehen des Ökumene Dekretes und der Erklärung über die Religionsfreiheit maßgeblich beteiligt.

Bis ins hohe Alter besaß er eine unglaubliche Schaffenskraft. Er arbeitete an der Reform des Kirchenrechtes mit und an der Liturgiereform. Zahlreiche Ehrungen wurden dem Kardinal zuteil. Die Ehrendoktorwürde seiner Heimatuniversität Freiburg im Breisgau freute ihn gewiss, ebenso die Verleihung des Großkreuzes des Bundesverdienstordens. Der Deutsche Buchhandel hat ihn mit dem Friedenspreis ausgezeichnet. Als er Kardinal wurde, stand er bereits im Pensionsalter, denn er war bereits 78 und die Bischofsweihe empfing er mit 81 Jahren. Mit 87 Jahren starb Kardinal Augustin Bea am 16. November 1968, der in den letzten Jahren seines Lebens den Höhepunkt seines Wirkens erleben durfte. Die Bibelwissenschaft hat ihn geprägt. Das Wort Gottes, davon war er überzeugt, unter Führung des Heiligen Geistes wird zur Einheit der Christen führen. □

Die Kardinaltugend Tapferkeit zum Leuchten gebracht

Sind die Deutschen ein ängstliches Volk oder ist ihnen die Tapferkeit nur gründlich ausgetrieben worden? Letzteres scheint so. Diese Ängstlichkeit ist auch in die Gläubigen und die kirchliche Hierarchie eingesickert.

Was heißt Tapferkeit? Es ist eine andere Bezeichnung für „Starkmut“. Und das ist eine der vier Kardinaltugenden, was ihren Rang und ihre Bedeutung unterstreicht. Der Katechismus der Katholischen Kirche lehrt: „Tapferkeit ist jene sittliche Tugend, die in Schwierigkeiten standhalten und im Erstreben des Guten durchhalten lässt. Sie festigt die Entschlossenheit, Versuchungen zu widerstehen und im sittlichen Leben Hindernisse zu überwinden. Die Tugend der Tapferkeit befähigt, die Angst, selbst die vor dem Tod, zu besiegen und allen Prüfungen und Verfolgungen die Stirn zu bieten. Sie macht bereit, für eine gerechte Sache auch das eigene Leben zu opfern“ (Ziff. 1808).

„Tapferkeit“ ist in Deutschland ein eher verfehmtes Wort geworden, weil man es mit Militarismus und Krieg verbindet. Wenn dann „Tapferkeit“ sozusagen mit dem Krieg entsorgt und tabuisiert ist, lassen sich in ihrem Schatten umso leichter Kriege führen, z.B. gegen ungeborene Kinder, gegen Alte, die eine Last für die Gesellschaft geworden sind oder auch gegen solche, die eine abweichende Meinung zur rechtlichen Gleichstellung homosexueller Partnerschaften mit der Ehe haben.

Nun ist das Eintreten für das Lebensrecht keine Bagatelle, weil es das erste und grundlegendste Menschenrecht ist. Es braucht heute Mut, für das Lebensrecht einzustehen, weil sich das Bewusstsein in

dieser Frage fundamental verändert hat. Das ist auch das Ergebnis einer lustlosen Gegenwehr derer, die Führungsfunktion in Gesellschaft und auch in der Kirche haben. Nicht, dass man den Bischöfen vorhalten könnte, es gäbe keine Erklärungen gegen die Abtreibungen. Die gibt es! Aber es sind papierene Proteste. „Präsenz wiegt schwerer als Papier“, lautet ein



ne Artikelüberschrift in der Tagespost vom 27.04.2013. Der Untertitel dazu heißt: „Kurienerzbischof Raymond Leo Burke fordert die Bischöfe auf, sich persönlich an den Pro-Life-Demonstrationen zu beteiligen“.

Kardinal Burke ruft die „Bischöfe zu einem entschiedeneren Einsatz für den Lebensschutz“ auf: „Es muss deutlich gesagt werden, dass der einzelne Bischof hier Verantwortung trägt. Zuweilen geschieht es, dass einzelne Bischöfe nicht bereit sind, etwas zu tun, weil sie darauf warten, dass die nationale Bischofskonferenz

das Heft in die Hand nimmt... allein durch die Arbeitsweise der Bischofskonferenzen können Jahre vergehen, ehe ein wirksamer Beschluss gefasst wird. Und dann wird dieser Beschluss oft so zerredet, dass er stark verwässert wird“.

Wie steht es mit dem bischöflichen Engagement zu dieser Frage in Deutschland? Die Bischöfe haben sich bisher nicht an einem „Marsch für das Leben“ z.B. in Berlin oder München beteiligt. Die Sprachregelung lautet etwa so: An diesen Veranstaltungen nehmen auch Rechtsradikale teil. Deswegen könne man sich nicht daran beteiligen, ohne dafür in Haftung genommen zu werden. Solche Demonstrationen seien Sache der Laien. Aber, machen es sich die Bischöfe damit nicht zu leicht? US-amerikanische Bischöfe sehen das offenbar anders und beteiligen sich in beträchtlicher Zahl an solchen Märschen für das Leben.

Ein deutscher Bischof hat nun ein deutliches Zeichen für den Lebensschutz gesetzt. Es ist Weihbischof Florian Wörner von Augsburg. Etwa 150 Lebensschützer haben sich am 10. Mai zu einer Gebetsvigil in die Kirche „Unsere liebe Frau“ in Lindau eingefunden. Nach dem Gottesdienst formierte sich ein Gebetszug mit Weihbischof Florian Wörner an der Spitze, der zur Frauenklinik zog, wo Abtreibungen durchgeführt werden. Dort beteten die Teilnehmer und sangen Lieder, bevor der Weihbischof den bischöflichen Segen spendete.

Der Augsburger Weihbischof Florian Wörner hat mit seiner Beteiligung an der Demonstration für das Leben ein Beispiel gesetzt und die Kardinaltugend „Tapferkeit“ zum Leuchten gebracht. *Hubert Gindert*

„Die traditionelle Familie – da ist der Feind“

Zum Feindbild des familienpolitischen Mainstreams

Es gibt Erkenntnisse, die in der politischen Auseinandersetzung, in der wir stehen, von unschätzbarem Wert sind, z.B. die: „Ist erst das Bewusstsein revolutioniert, hält die Wirklichkeit nicht stand“.

Derzeit soll der Begriff „Familie“ revolutionär verändert werden. Familie ist danach nicht die Gemeinschaft von Mann und Frau mit Kindern, sondern eine Gemeinschaft von Menschen „die Sorge füreinander übernehmen“. Das können nach dieser Definition auch Homosexuelle mit Kindern, die sie adoptiert haben, sein. Wer macht dieses neue Be-

Mai) war für die Mainstreammedien kein Thema.

Die Darstellung von Vätern und Müttern in Film und Fernsehen bringt nicht die bundesdeutsche Wirklichkeit, sondern vielfach ein Zerrbild davon.

Mütterliches Engagement wird als „Mutterkreuzideologie“ in eine rechte Ecke geschoben.

Kinderkrippen für unter 3-jährige werden EU-weit als neue „Befreiung“ massiv gefordert und gefördert.

Die EU braucht Frauen im gebärfähigen Alter, die Kinder bekommen und gleichzeitig „Karriere“ machen.

nicht mehr mit Eltern oder Kindern zusammen. Die Gesellschaft wandelt sich.“ Um die These vom Auslaufmodell Familie zu belegen, werden Statistik und Zukunftswissenschaft bemüht. Was sagt aber der zitierte Trendforscher Horst Opaschowski wirklich? –: „Der Anteil der Ein-Personen-Haushalte werde von 40% im Jahr 2010 auf 45% im Jahr 2030 (!) steigen.“ Aber selbst diese Prognose wäre, wenn sie einträte, noch nicht die Mehrheit der Haushalte. „Ob die Entwicklung zu kinderlosen und älteren Haushalten negativ oder positiv zu bewerten ist“, wollen sich



Protest gegen ein Parlament, das glaubt alles beschließen zu können.



Kinder brauchen Mama und Papa

wusstsein? Es sind die Medien und in ihrem Schlepptau die Politiker. Das ist nicht weiter verwunderlich: „70% der Journalisten sind allein erziehend, geschieden oder kinderlos, so dass sich deren persönliche Situation in ihren Beiträgen widerspiegelt.“ (Die Tagespost, 18.5.2013)

Familie spielt nur in 1% der audiovisuellen Medien eine Rolle. Der „internationale Tag der Familie“ (14.

„Wahlfreiheit ist politisch nicht gewollt“ (Tobias Teuscher). Der Familienpolitik geht es nicht um das, was Frauen wollen, sondern, was sie sollen (Birgit Kelle). Braucht es Familie überhaupt noch? „Familie als Auslaufmodell“ ohne Fragezeichen lautet eine Artikelüberschrift in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ, 16.05.13). Der Untertitel lautet: „Jeder zweite Deutsche wohnt

die Sozialwissenschaftler nicht festlegen, obwohl die Folgen schon heute überall deutlich werden. Die Veränderungen der Haushaltsstrukturen seien auf jeden Fall „kein Weltuntergang“ ... „Gesellschaften haben ja auch Problemlösungskompetenzen“, so Prof. Josef Brüderle, ohne uns Lösungen zu verraten.

„Familie“ wird nicht aus dem Wortschatz eliminiert, sondern für

alle Formen des Zusammenlebens gebraucht. Was stehen bleibt, ist die bloße Fassade. Das wäre der Triumph des Relativismus, bei dem alles gleich und gleichwertig ist.

Die aktuelle Auseinandersetzung geht um die so genannte Homoehe mit der völligen rechtlichen Gleichstellung, inkl. Adoptionsrecht auf Kinder, mit der Ehe von Mann und Frau.

Dagegen gibt es in Frankreich massiven Widerstand. Vier Massendemonstrationen, bereits in diesem Jahr, macht die Homolobby nervös.

Die „bürgerliche“ Frankfurter Allgemeine Zeitung brachte am 28. Mai, also zwei Tage nach der letzten Massendemo in Paris, zwei Artikel, die den Medienkrieg gegen die Familie zum Inhalt haben. Der erste hatte den Titel „Frauenliebe, Männerliebe: Ausgezeichnet in Cannes“. Der Untertitel lautet: „Zwei große Preise für die schwulsten Filme des Festivals: Das ist ein politisches wie auch ein ästhetisches Zeichen“.

Der Text beginnt: „Ganz unerwartet war die Entscheidung nicht, aber sie kam dann doch als großer Knall,

Ein interessanter Hinweis im FAZ-Artikel ist: „Während der Festspiele war ein Bericht herausgekommen, der belegt, wie schwer es französischen Jugendlichen immer noch fällt, mit ihrer Homosexualität herauszukommen, und wie hoch die Rate von Selbstmorden und Selbstmordversuchen in dieser Gruppe ist“. Statt sich mit den Ursachen des Elends dieser homosexuellen Jugendlichen auseinanderzusetzen, wurden die preisgekrönten Schwulenfilme als „Zeichen für einen Zugewinn von ästhetischer Freiheit mit homosexuellem Sex“ gedeutet.

Der zweite Artikel „Grund zur Sorge“ in der gleichen Ausgabe der FAZ zeigt die Richtung auf, wie der Widerstand gegen die Homoehe gebrochen werden soll. Der Untertitel lautet: „In Frankreich formiert sich eine neue radikale Rechte“ und das ist „Grund zur Sorge“ und „eine beängstigende Wende“ in der Entwicklung. Warum? Weil, so schreibt die FAZ „die Demonstranten auch nach der Verabschiedung des entsprechenden Gesetzes weitergehen sollen“.

sen“, vorsintflutliche Tiere also; gemeint sind „alter Adel, katholische Fundamentalisten und Großfamilien aus der Vendee“. Zu den Verhinderern des Fortschrittes zählen auch noch Leute aus den Provinzen des ländlichen katholischen Frankreichs „mit einer tendenziell intoleranten bis bornierten Weltanschauung“. Noch schlimmer: „Die neuen militanten Rechten entwickeln anarchistische Züge, greifen Polizisten und Journalisten an“. In der Summe: Die neue rechte Allianz ist „alte Reaktion und ein neuer rechter Nihilismus, verbunden durch ihre Ablehnung der Moderne und der Rationalität.“

Bei soviel Toleranz und Respekt vor Andersdenkenden, die ihre Grundrechte auf Gewissens-, Rede-, Versammlungsrecht und das Recht der Eltern auf Erziehung ihrer Kinder in Anspruch nehmen, verwundert es nicht, wenn das Dokumentationsarchiv der Intoleranz gegenüber Christen für das Jahr 2012 im Gebiet der EU bei den kritisierten Ländern in den o.a. Bereichen Frankreich auf-führt.



Das Millionenheer derer, die in Paris für die traditionelle Familie demonstriert haben



Jugendliche, die sich den Mund nicht mehr verbieten lassen

während im Land die Gegner der Homosexuellenehe auf den Straßen randalierten: ‚La vie d’Adele‘ gewann die Goldene Palme der Filmfestspiele von Cannes... eine historische Entscheidung“. Historische Entscheidung? Das erinnert an den Ausspruch der sozialistischen Justizministerin Christine Taubira zum Gesetz für die Homoehe: Eine „Reform der Zivilisation“.

Dahinter steht die Vorstellung, dass parlamentarische Mehrheiten alles beschließen können und die Leute das pflichtschuldigst zu akzeptieren hätten, selbst, wenn dies gegen die Natur des Menschen verstößt. Die Deutschen müssten wissen, dass parlamentarische Mehrheiten auch die Demokratie abschaffen können.

Die neue rechte Allianz, rekrutiert sich, so der Verfasser, aus „Urech-

Als die dritte Französische Republik 1877 in eine schwere Krise kam, tourte der Führer der radikalen Republikaner Leon Gambetta durch Frankreich mit der Phrase: „Klerikalismus – da ist der Feind“. Heute ist die katholische Kirche das letzte Bollwerk für die traditionelle Familie. Der neue Slogan könnte heißen: „Die traditionelle Familie – da ist der Feind“. □

Wir gratulieren

Gerhard Braun

Als in Antwort auf das Kirchenvolksbegehren „Wir sind Kirche“ von 1996 in Deutschland in rascher Folge Initiativkreise gegründet wurden, geschah dies auch im Bistum Speyer. Sprecher dieser Initiative war Gerhard Braun aus Böhl-Iggelheim.

Als Mitarbeiter eines großen Unternehmens waren ihm organisatorische Aufgaben vertraut. Hinzu kamen eine geschickte Hand und seine ausgleichende Art, mit Menschen umzugehen. Deswegen wurde er von seinen Freunden zum Sprecher der Vereinigung der Initiativkreise bzw. Aktionsgemeinschaften gewählt.

Diese Initiativkreise haben seit ihrer Gründung Themen aufgegriffen, die im sonstigen katholischen Bildungsbetrieb vernachlässigt werden, weil sie „politisch nicht mehr korrekt“ seien, und sie haben Referenten ein Podium gegeben, die als „konservativ“ abgestempelt werden.

Als sich im Jahr 2000 nach einem vorausgehenden Treffen mit Erzbischof Dyba Vertreter von Initiativkreisen und weitere Persön-



lichkeiten zum „Forum Deutscher Katholiken“ zusammenschlossen, war Gerhard Braun Gründungsmitglied dieser Vereinigung. Ziel des „Forum Deutscher Katholiken“ ist es, Katholiken, die zur Lehre der Kirche, zum Papst und den mit ihm verbundenen Bischöfen stehen, zu sammeln, die

Kongresse „Freude am Glauben“ durchzuführen und weitere Initiativen zu ergreifen. Seit 2003 ist Gerhard Braun zweiter Vorsitzender des „Forum Deutscher Katholiken“. In dieser Eigenschaft hat er wesentlichen Anteil an der Vorbereitung und Durchführung der Kongresse „Freude am Glauben“. Sein besonderes Augenmerk gilt den liturgischen Fragen und der Ausgestaltung der Gottesdienste. Gerhard Braun hat sich nicht nur um die Kongresse verdient gemacht. Das „Forum Deutscher Katholiken“ dankt ihm dafür sehr herzlich.

Gerhard Braun konnte am 12. Juni seinen 75. Geburtstag feiern. Wir gratulieren ihm und danken ihm mit einem herzlichen „Vergelts Gott!“ verbunden mit dem Wunsch, dass er seine verantwortungsvolle Tätigkeit noch lange fortsetzen kann.

Im Namen der Freunde
Prof. Dr. Hubert Gindert
Vorsitzender des
„Forum Deutscher Katholiken“

Gerhard Stumpf

Studiendirektor a.D. Gerhard Stumpf konnte am 15. Juni 2013 im Kreise seiner großen Familie seinen siebzigsten Geburtstag feiern. Herzlichen Glückwunsch!

Gerhard Stumpf ist Mitglied der Redaktion unserer Zeitschrift „Der Fels“, Redakteur der „IKW – Informationen aus Kirche und Welt“, Vorsitzender des Fels-Vereins e.V., Vorsitzender des „Initiativkreises katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e.V.“ und Organisationsleiter der „Theologischen Augsburger Sommerakademie“. Darüber hinaus arbeitet er auch noch mit bei der Vorbereitung der Kongresse „Freude am Glauben“.

Wie kann ein Mensch so viele Aufgaben bewältigen? Er wird

unterstützt von seiner Familie und angespornt von seiner Liebe zur Kirche. Sie ist nach seiner Über-



zeugung Stiftung Jesu Christi, die nach seinem Vermächtnis vom Papst geleitet wird und die Sak-

ramente verwaltet. Damit hat sie dem Heil der Menschen zu dienen. Dies bewusst zu machen, ist sein Anliegen in all seinen Ehrenämtern. Hierbei helfen ihm seine Gelassenheit und seine wissenschaftliche Bildung in Theologie und den Sprachwissenschaften. Wenn die papsttreuen Katholiken in Deutschland heute eine Stimme haben, so hat auch Gerhard Stumpf einen Anteil daran. Möge ihm Gott seine Mühen vergelten! Die Mitglieder des Reaktions-teams des FELS danken Gerhard Stumpf von Herzen und rufen ihm ein kräftiges ad multos annos zu.

Im Namen seiner Freunde
Das Redaktionsteam
des „Fels“

Karl Maria Heidecker:

Das Institut St. Justinus

Das Institut St. Justinus wurde vor 20 Jahren in Mariazell gegründet. Es versteht sich als Werk der Erstverkündigung des Evangeliums Jesu Christi und als Werk der Integration. Das Institut ist als Verein in Österreich und Deutschland staatlich und in Österreich auch kirchlich anerkannt. Priester, Ordensleute, Katechisten und freiwillige Helfer bemühen sich, suchenden Menschen durch Gebet, Information und Glaubenskurse in verschiedenen Sprachen die Aufnahme in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zu ermöglichen.

Das Ziel der Verkündigung ist einfach und klar: Mitmenschen mit unserem Herrn Jesus Christus und seiner Botschaft bekannt zu machen, damit auch sie Freunde und Jünger Jesu werden.

Für den fremdsprachigen katholischen Taufunterricht stehen dem Institut St. Justinus gut ausgebildete Katechisten zur Verfügung. Regelmäßiger Taufunterricht für Einzelpersonen und Gruppen werden in Deutsch, Türkisch, Persisch und anderen Sprachen erteilt.

Zahlreiche Taufbewerber kommen aus einem fremdsprachigen Umfeld. So ist das pastorale Wirken des Institutes auch auf den Einsatz fremdsprachiger Lehrbehelfe, Gebetbücher und anderer liturgischer Bücher angewiesen. Deshalb hat das Institut seit Beginn seines Bestehens wichtige katechetische, liturgische und pastorale Werke in verschiedene Sprachen übersetzt und herausgegeben.

Ausbildung von Katechisten (LAK)

Das Institut St. Justinus bildet in einem 4semestrigen Fernkurs in Kooperation mit der Phi-

los. Theolog. Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz Katechisten mit besonderer Befähigung für den fremdsprachigen Katechumenat aus. Der Kurs steht – unabhängig von Alter, Beruf oder Stand – allen Katholiken offen, denen die Vertiefung und Weitergabe des katholischen Glaubens ein Anliegen ist.

Der Kurs führt zu einer wunderbaren, breiten Glaubensvertiefung. Er hilft katholischen Eltern, auf alle religiösen Fragen ihrer Kinder kompetent zu antworten und befähigt zur Verteidigung unseres Glaubens in unserem glaubensfeindlichen Umfeld.

Homepage: www.katechisten.org
E-Mail: office@katechisten.org

Das Institut braucht dringend ein Zentrum!

Mit seiner zwanzigjährigen Erfahrung in der Seelsorge für fremdsprachige Taufbewerber will das Institut St. Justinus das Werk der Erstverkündigung und Neuevangelisierung verstärkt voranbringen und Priester und Laienmissionare schulen, um damit die Zukunft des Institutes und seine Wirksamkeit zu sichern. Dazu braucht es dringend ein geeignetes Missionszentrum, einen Ort der helfenden Begleitung, der Weiterführung und Glaubensvertiefung der Neuchristen und ebenso für die Koordination und alle Belange der Katechisten. Ein geeignetes Objekt in der Nähe von Wien steht dafür in Aussicht.

Für dieses Anliegen bitten wir um Ihre Unterstützung mit ihrem Gebet und um Spenden mit dem Kennwort: „Zentrum St. Justinus“ auf das Konto der Liga Bank Regensburg BLZ: 750 903 00; Kto-Nr.: 200 21 49 57.

Die Märtyrer von Otranto

Papst Franziskus hat am Sonntag, den 12. Mai 2013 den Seligen Antonio Primaldo und seine 800 Gefährten heiliggesprochen. Diese wurden im Jahr 1480 zur Zeit der Eroberungsfeldzüge des türkischen Eroberers Mehmet II. im süditalienischen Otranto vor die Wahl gestellt, entweder zum Islam überzutreten oder getötet zu werden. Sie widersetzten sich unter Führung des Schneiders Antonio Pezzula, genannt Primaldo, diesem Ansinnen, ihrem Glauben abzuschwören. Daraufhin wurden sie vor den Augen ihrer Familien ermordet.

Sultan Mehmet II. hatte 1453 Konstantinopel erobert, die Stadt, die später in Istanbul umbenannt wurde. Im Jahr 1480 drang Mehmet II. bis Süditalien vor und richtete dort ein Blutbad an. Der US-amerikanische Professor Donald Prudlo bezeichnete das Martyrium der 800 Männer von Otranto als „Rettung Europas“. Ihr mutiges Handeln zeigte Europa die Dimension der Bedrohung. Süditalien war nicht so fern wie Konstantinopel! Die europäischen Länder begannen, sich wieder zu Verteidigungszwecken zusammenzuschließen. Entscheidend war jedoch, dass Mehmet II. schon ein Jahr später im Alter von 49 Jahren starb.

Seit den Anfängen des Christentums werden Menschen, die wegen ihrer Glaubensstreue sterben müssen, als Heilige verehrt. Wenn wir nicht einmal von ihnen die Gewissheit ihrer Heiligung und Rechtfertigung vor Gott hätten, hätte wohl sonst niemand die Chance dazu. Im Jahre 1771 bestätigte Papst Clemens XIV. den Kult der Verehrung der Märtyrer von Otranto als Stadtpatrone. Papst Franziskus verwies bei der Heiligsprechung am 12. Mai 2013 auch auf das Schicksal zahlreicher Christen, die heute besonders in Afrika und in Asien der Verfolgung ausgesetzt sind. Auch sie stehen immer wieder vor der Wahl, den Glauben aufzugeben oder den Arbeitsplatz oder sogar das Leben zu verlieren. *Eduard Werner*

Alzheimer – Chance zu mehr Menschlichkeit

Eine Krankheit wird zum Gesellschaftsproblem jenseits des medizinischen Fortschritts / Zurückgeworfen auf den christlichen Kern

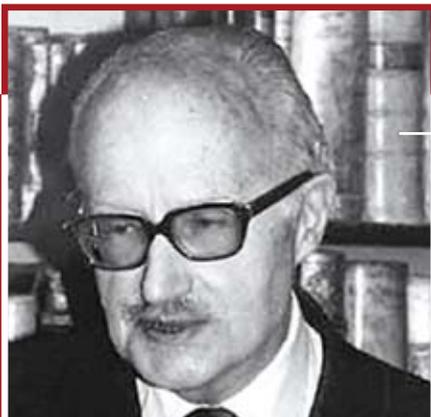
Alzheimer ist nicht heilbar, noch nicht. Vielleicht nähert man sich dem Thema mit einem Aphorismus des kolumbianischen Philosophen und Essayisten Nicolás Gómez Dávila, der meinte: „Die wirklichen Probleme haben keine Lösung, sondern Geschichte.“ Die Lösung mag in der Zukunft liegen, aber da erscheint, aus gegenwärtiger Sicht, das Problem nur noch größer zu sein. Einige Zahlen mögen das unterstreichen: Heute haben wir nach Angaben der Deutschen Alzheimer-Gesellschaft 1,4 Millionen Alzheimer-Patienten in Deutschland, in zehn Jahren werden es nach Schätzungen der Fachleute mindestens zwei Millionen sein. Und das gilt nicht nur für Deutschland. Die rapide Alterung in Europa potenziert das Problem auch für die EU. Nach den Schätzungen von Alcove, der Alzheimer Cooperative Valuation in Europe, einer Arbeitsgruppe mit Mitgliedern aus 19 Staaten der EU, gibt es derzeit etwa sieben Millionen Patienten, und 2035 werden es mindestens elf Millionen sein. Alzheimer wird ein massives, ein Massenproblem – für die Gesundheitssysteme, für die Pflegedienste, für die Familien. Die Frage ist: Wenn es keine Heilung, keine Lösung gibt, wie gehen wir mit diesem Problem um? Wie geht diese Gesellschaft damit um?

Bei grundsätzlichen Fragen, die das Zusammenleben der Menschen betreffen, ist es meistens sinnvoll, die Geschichte zu befragen. Die alten Griechen – von den Nachfahren redet man besser nicht – hatten grosso modo zwei Gesellschaftsmodelle. Das Konsensmodell und das Konfliktmodell. Für Aristoteles war die Freundschaft das Band der Gesellschaft. „Freundschaft ist das Nötigste im Leben“, meinte er in seiner nikomachischen Ethik und die beste Form der Freundschaft nannte er jene, bei der beide Freunde selbstlos und gratis einander Gutes wollen. Das verbinde dauerhafter als eine Freundschaft, in der die Freunde nur um eines Vorteils willen zusammen lebten. Es versteht sich von selbst, dass die wahre Form von Freundschaft auf Liebe beruht, und zwar im klassischen Sinn, wie es 1500 Jahre später Thomas von Aquin definierte: Jemandem etwas Gutes tun wollen.

Vor diese grundsätzliche Frage ist derjenige gestellt, der sich um einen Alzheimer-Kranken kümmert. Nach heutigen Maßstäben sind diese Kranken nutzlos für die Gesellschaft. Sie haben kein Neu-Gedächtnis. Die hirnorganisch bedingte Einschränkung vor allem der intellektuellen Fähigkeiten sowie der zeitlichen, örtlichen und situativen Orientierung beraubt sie der

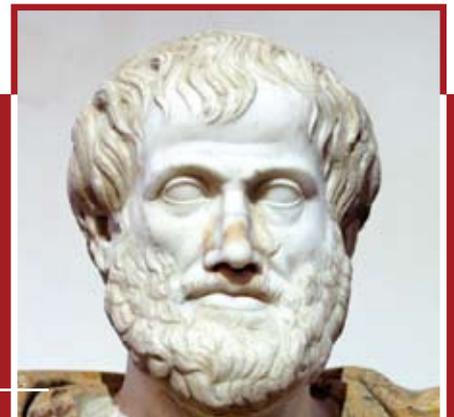
Leistungskraft, sie können nicht mehr arbeiten, nichts mehr leisten, sie kosten nur noch Geld. Da ist es, schreibt Manfred Lütz in seinem Bestseller „Irre – wir behandeln die Falschen“, „eine Versuchung, diesen Menschen den Ausgang zu zeigen. Exit heißt eine entsprechende Organisation in der Schweiz, die kaputten Menschen den Weg zum Tod ebnet. In einer solch kalten Diktatur der auf ihre computerähnlichen Eigenschaften stolzen Gesunden ist kein Platz für die Emotionalen, die Schwachen, die Empfindsamen und die Demenzkranken“. Aber, so Lütz, „die eigentlich menschlichen Fähigkeiten, Liebe, Vertrauen, Milde, Barmherzigkeit, Dankbarkeit, Freundlichkeit, Solidarität, Freude, lustvolles Leben im Bewusstsein der Unwiederholbarkeit jedes Moments, bleiben auch beim Demenzkranken lange erhalten“. Deshalb: Sich um Alzheimerkranke zu kümmern geht nicht ohne Freundschaft, geht nicht ohne Liebe.

Aber wenn der Alzheimerkranke gar nicht mehr fähig ist, das Gute zu erkennen, das man ihm tun will, wenn er gar nicht mehr sieht und erkennt, wer, welcher Freund, welche geliebte Person ihm da selbstlos Gutes tun will, hat das dann noch einen Sinn? Es hat. Diese Frage nach dem Sinn werdenden oder endenden Lebens



Nicolás Gómez Dávila
(1913 - 1994)

Aristoteles
(384 v.Chr. - 322 v. Chr.)



wurde kurz nach dem Krieg gestellt. 1949, als die Menschen noch hungerten und nur überleben wollten, als die Brandbilder noch im Gedächtnis loderten und es klar war wie Quellwasser im Gebirge, wohin der Wahn von Ideologen und die Feigheit der Guten führen kann, zu dieser Zeit verfasste Romano Guardini eine kleine Schrift über das Recht des werdenden Menschenlebens, und im Abschnitt mit dem Titel „der entscheidende Gesichtspunkt“ schreibt er: „Die endgültige Antwort liegt im Hinweis auf die Tatsache, dass das heranreifende Leben ein Mensch ist. Den Menschen aber darf man nicht töten, es sei denn in der Notwehr...und der Grund dafür liegt in der Würde seiner Person.“ Und dann zieht er die Kausalkette noch etwas weiter, ich zitiere: „Nicht deshalb ist der Mensch unantastbar, weil er lebt und daher ein Recht auf Leben hat. Ein solches Recht hätte auch das Tier, denn das lebt ebenfalls ... sondern das Leben des Menschen darf nicht angetastet werden, weil er Person ist.“ Dann definiert Guardini diesen Begriff und fährt fort: „Person ist die Fähigkeit zum Selbstbesitz und zur Selbst-Verantwortung; zum Leben in der Wahrheit und in der sittlichen Ordnung. Sie ist nicht psychologischer, sondern existentieller Natur. Grundsätzlich hängt sie weder am Alter, noch am körperlich-seelischen Zustand, noch an der Begabung, sondern an der geistigen Seele, die in jedem Menschen ist. Die Persönlichkeit kann unbewusst sein, wie beim Schlafenden; trotzdem ist sie da und muss geachtet werden. Sie kann entfaltet sein wie beim Kinde; trotzdem beansprucht sie bereits den sittlichen Schutz. Es ist sogar möglich, dass sie überhaupt nicht in den Akt tritt, weil die physisch-psychischen Voraussetzungen dafür fehlen wie

Alzheimer: Fakten und Prognosen

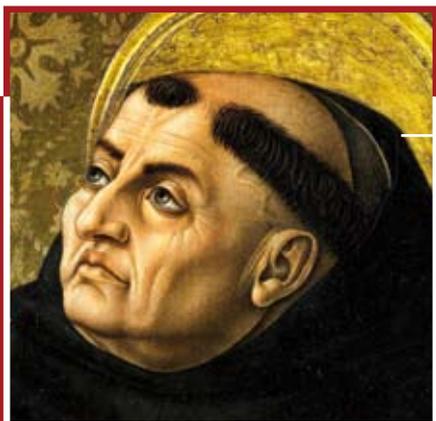
- 200.000 Neuerkrankungen jedes Jahr in Deutschland**
- 1,4 Millionen Patienten leben derzeit in Deutschland**
- 2 Millionen werden es voraussichtlich 2025 sein**
- 6,8 Millionen sind es heute in Europa**
- 11 Millionen werden es 2035 sein**
- 95 Prozent sind älter als 65 Jahre**
- 7 Jahre beträgt die durchschnittliche Krankheitsdauer bis zum Tod**
- 60 Prozent aller Demenzkrankheiten sind Alzheimer**
- 50 Prozent aller über 90jährigen haben/bekommen Alzheimer**

beim Geisteskranken oder Idioten. Dadurch aber unterscheidet sich der gesittete Mensch vom Barbaren, dass er sie auch in dieser Verhüllung achtet. Diese Persönlichkeit gibt dem Menschen seine Würde ... Die Achtung vor dem Menschen als Person gehört zu den Forderungen, die nicht diskutiert werden dürfen. Die Würde, aber auch die Wohlfahrt, ja endgültigweise der Bestand der Menschheit hängen davon ab, dass das nicht geschehe. Wird sie, die Würde, in Frage gestellt, gleitet alles in die Barbarei.“

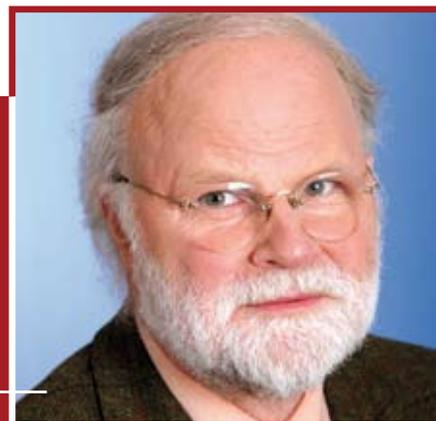
Den einzelnen Menschen als Person, als Kind Gottes zu begreifen, unabhängig von Haben und Leistung. Hier liegt der Sinn, ja die Leistung der Alzheimerkranken. Sie zwingen uns zur Achtung der Würde, mithin zur Menschlichkeit. Sie appellieren an unsere Freundschaftsfähigkeit, an unsere Fähigkeit zu selbstloser Liebe. Damit verhindern sie das Abgleiten in die Barbarei. Sie erinnern uns durch ihre Präsenz an fundamental menschliches Verhalten, ohne das wir unseren zivilisatorischen Standard und unseren Fortschritt vergessen können. Sie werfen uns zurück auf den christlichen Kern des Zusam-

menlebens. Sie wissen nicht, was sie tun – und gerade deshalb schulden wir ihnen Dank.

Wie können wir diese Dankeschuld begleichen? Das ist das Thema der Therapien, und hier bewegen wir uns schon in einer interdisziplinären Grauzone, möglicherweise sogar in einem Minenfeld der Kompetenzen. Sicher ist: Die Krankheit zeichnet sich dadurch aus, dass das Neugedächtnis, das für den Alltag so wichtig ist, nachlässt und schließlich aussetzt. Dagegen funktioniert das Altgedächtnis manchmal besser als bei gesunden Menschen. Ein wunderbares Beispiel zeigte die ARD Anfang Mai in einer Reportage-Dokumentation des SWR-Journalisten Wolfgang Luck. Eine Patientin im Dorf des Vergessens in Thailand, wo zehn Alzheimerkranke rund um die Uhr von je drei Personen betreut werden, wünschte sich vom Besucher ein neues Gedächtnis. Sie meinte genauer ein Neugedächtnis. Sie war Schweizerin, sprach englisch fließend, weil sie in England aufgewachsen war (Altgedächtnis), vergaß aber, was man ihr vor einer halben Stunde noch gesagt hatte.



Thomas von Aquin
(1225 - 1274)



Manfred Lütz
(*1954)

Das Altgedächtnis funktioniert, das Neugedächtnis setzt aus. Das ist der Ansatz für manche Therapien. Zum Beispiel die Gartentherapie oder die Musiktherapie. Sie beleben über sinnliche Wahrnehmungen wie Riechen und Hören Erinnerungen aus dem Altgedächtnis. Der Duft frischer Erdbeeren, eines Fliederstrausses, eines Rosenstocks oder die Melodien eines alten Schlagers und Gassenhauers, vielleicht Freddy Quinns *Junge komm bald wieder* oder noch älterer Lieder (*An der Laterne, vor dem großen Tor* von Marlene Dietrich), die auch bei uns schon im Hirn erklingen, wenn wir nur die Titel hören, all diese Erinnerungen sind an Emotionen gebunden, wecken Synapsen, die vielleicht aus der späten Jugend stammen, aus einer Zeit der Verliebtheit, vielleicht aber auch aus der Kindheit, einer Zeit der Unbeschwertheit, der Heimat und Geborgenheit, einer Zeit des kleinen oder großen Glücks. Das muss nicht nur der Schlager sein. Marlies Schultke, protestantische Pfarrerin der Trinitatisgemeinde in Charlottenburg, bietet seit neun Jahren einen Gottesdienst speziell für Demente an. Mit Erfolg – die Bänke sind stets voll besetzt. Wenn die Glocken läuten und die Orgel spielt, erinnern sich die alten Menschen zum Beispiel an ihre Konfirmation oder andere Gottesdienstbesuche. Das seien Erinnerungen an die Jugendjahre, und da müsse man einfach nur anklopfen, „die hören das dann“, sagt Pfarrerin Schultke. Der Altarraum ist bei diesen Gottesdiensten mit großen Bildern gefüllt, die Menschen in der Kleidung der zwanziger Jahre zeigen, und in jedem Gottesdienst wird das Lied *Weißt Du wieviel Sternlein stehen*, gesungen. Frau Schultke erinnert sich: Ein Mann, der eine Aphasie hatte, eine Sprachstörung, und ei-

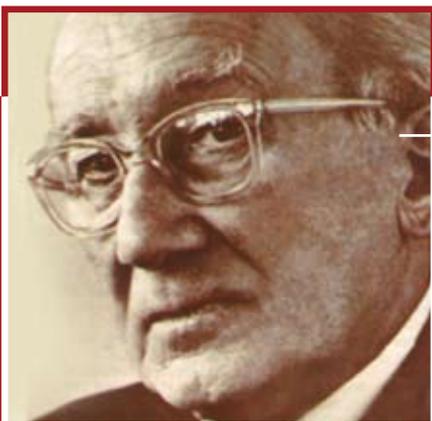
gentlich gar nicht mehr reden konnte, sang plötzlich mit. „Wir drehten uns um, er sang wirklich mit,“ erzählte sie, „er hat natürlich danach wieder aufgehört zu singen, aber er konnte, durch das Miteinander angeregt, wirklich singen. Das war toll.“

Das Hören, Schmecken und Riechen, übrigens die Sinnesorgane, die der Mensch als erste entwickelt und zwar noch im Mutterleib, prägen die Persönlichkeit sehr früh. Das Lieblingslied des neugeborenen Säuglings ist das Lied, das die Mutter während der Schwangerschaft summt oder sang. Es ist das vertrauteste und wiegt das Kind am ehesten in den Schlaf. Es kann diese Wirkung vielleicht auch im hohen Alter entfalten. Elmar Trapp, Leiter der Altenheimseelsorge in Köln, hat in seinem Konzept den Punkt „Begegnung an den Betten der Alten“. Er will „Ein-Gute-Nacht-Ritual“ einführen und, wie er sagt, „herausfinden, welches das Lieblingsgebet oder das Lieblingslied ist“. Emotionen sind die Architekten des Gehirns, schrieb Stanley Greenspan, ein Pionier der Bindungsforschung. Sie sind auch, wenn man so will, die Architekten der Erinnerung, die Architekten späten Glücks.

Der Körper hat jedenfalls auch ein Gedächtnis, und die Hirnforschung hat darauf vielfach hingewiesen. Der Neurobiologe Joachim Bauer aus Freiburg hat dazu ein Buch geschrieben mit dem Titel „Das Gedächtnis des Körpers“. Es steht in der Linie der amerikanischen neurobiologischen Forschung, die, wie der Nobelpreisträger Eric Kandel etwa, darauf hinweist, dass die neuen Entdeckungen über die Verbindung zwischen „mind“ (Geist) und „brain“ (Gehirn) ein Umdenken in der Medizin erfor-

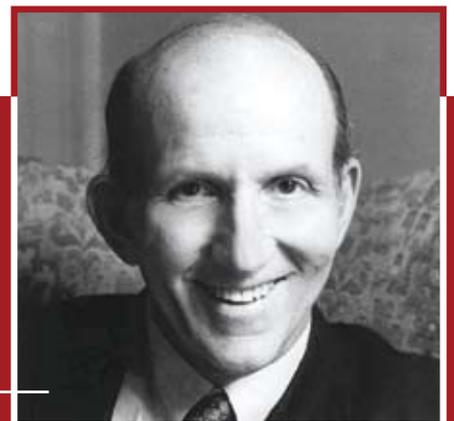
dern. Da alles, was wir geistig tun, seelisch fühlen und in Beziehungen gestalten, seinen Niederschlag in körperlichen Strukturen findet, mache eine Medizin für „Körper ohne Seelen“ ebenso wenig Sinn wie eine Psychologie für „Seelen ohne Körper“. Joachim Bauer beschreibt in diesem Sinn eine faszinierende Tatsache, nämlich dass Faktoren, die Gene steuern und Gesundheit beeinflussen können, zu einem wesentlichen Teil aus dem Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen kommen. Überall da, wo sich Quantität und Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen vermindern, erhöhe sich das Krankheitsrisiko. Und zwischenmenschliche Beziehungen, das heißt eben auch Emotionen. Man könnte auch sagen: Liebe. Oder um mit Jean Jacques Rousseau zu sprechen: „Der Mensch, das soziale Wesen, ist immer wie nach außen gewendet: Lebensgefühl gewinnt er im Grunde erst durch die Wahrnehmung, was andere von ihm denken“. Moderner in den Worten von Joachim Bauer aus seinem Buch *Prinzip Menschlichkeit*: „Wir sind – aus neurobiologischer Sicht – auf soziale Resonanz und Kooperation angelegte Wesen.“

Diese auch für Laien einfach nachvollziehbare Erkenntnis liegt manchen Therapiemodellen zugrunde. Es ist eigentlich wie bei kleinen Kindern, U-3 nennt man sie in der kalten Sprache der Politik. Auch sie haben kaum Inhalte im Neugedächtnis, sie leben von Zuwendung und von Aktivität. Also von Kommunikation und Beschäftigung. Das ist auch das Prinzip der Gartentherapie. Die Sinneserinnerungen – Riechen, Hören und Schmecken, die der Mensch, siehe oben, zuerst gelernt hat – werden abgerufen und das Sensorische, die Motorik und die Kon-



Romano Guardini
(1885 - 1968)

Stanley Greenspan
(1941 - 2010)



zentration gefördert. Das Tasten und Fühlen der Pflanzen, das Modellieren der Erde und das alles an der freien Luft. Die Naturerfahrung gepaart mit Kommunikation, das Sensorische und Emotionale bei der Pflege der Pflanzen und dann auch noch das Erfolgserlebnis der Ernte, das schafft Freude und Wohlempfinden. Thomas Haase, Rektor der Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik in Wien, an der Gartentherapeuten ausgebildet werden – in Deutschland gibt es bislang gerade mal hundert – verweist auf Studien, die zeigten, dass „in der Geriatrie durch den Einsatz von Gartentherapie die Einnahme von Antidepressiva signifikant abgenommen hat und die Mobilität länger erhalten blieb“.

Natürlich, wir wissen auch, dass der späte Alzheimerpatient alles vergisst, er weiß nicht mehr, wo er ist, welches Datum wir haben, wie der Name der Betreuerin ist, die sich täglich um ihn kümmert. Er lebt in der totalen Gegenwart. Und ist nicht gerade das auch ein ungemein wertvoller Hinweis für uns? Wir leben in der Vorstellung, die Vergangenheit abgearbeitet zu haben und die Zukunft abarbeiten zu müssen. Aber ist das Leben nicht die Gegenwart, das hier und jetzt? Das hat nichts zu tun mit einer Lebensphilosophie vom Stil *Carpe Diem*. Man muss planen, um zu gestalten, erst recht wenn man Familie oder Verantwortung auch für andere Menschen hat. Aber in dieser Planung sollte, und das sagen uns die Alzheimer-Mitmenschen, auch die Zweckfreiheit, die Zeit, die nicht Geld ist, ihren Platz haben. Das Gespräch, die selbstlose Zuwendung, das Staunen über eine Erkenntnis, all das nannten die Griechen *Muße*, es war für sie der Höhepunkt des Lebens. *Schola*, von dem das Wort *Schule*

kommt, ist das lateinische Wort für das griechische Wort *Muße*; bei der Übertragung vom Griechischen bis ins Deutsche hat sich etwas Grundlegendes verdreht. Bei Aristoteles hieß es, Zentrum unserer Kultur muss die *Muße* sein, nicht die Arbeit. *Muße* als Fundament der abendländischen Kultur. Der Mensch sei, so schrieb er in seiner Metaphysik, „unmüßig“, also geschäftig, arbeitend, „um *Muße* zu haben“. Man arbeite, um zu leben, heißt es noch etwas abgewandelt, in unserer totalitär-ökonomistischen Arbeitswelt. Diese alte Lehre oder Lebensweisheit bringen Alzheimermenschen uns in Erinnerung.

Soweit, so gut. In der Praxis denkt man freilich nicht immer an Aristoteles. Ein Praktiker, der frühere Leiter des Sozialamtes in Bonn, Dieter Liminski, hatte ein Leitmotiv: „Die Qualität einer Gesellschaft erkennt man daran, wie sie mit Minderheiten umgeht, mit den Alten und Demen-ten, mit Behinderten und Süchtigen.“ Hier stehe die Gesellschaft, also auch der Staat, im eigenen Interesse in der Pflicht, nicht nur den Kranken, sondern auch den betroffenen Angehörigen zu helfen. Auch das ist Teil der Gegenwart. Jeder braucht, schon wegen des gesellschaftlichen Lärms, auch seinen eigenen Rückzugsraum, Alzheimerkranke allerdings je nach Stadium eine Betreuung rund um die Uhr. Stößt hier die Menschlichkeit an ihre Grenzen? Gardini sah die „Unmenschlichkeit des Menschen“ in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vergessen der Natur des Menschen und Gottes und der Anwendung einer nahezu gebieterischen aber auch irreführenden Technologie. Das ist die moderne Barbarei, eine Art Alzheimer moderner Zivilisationen.

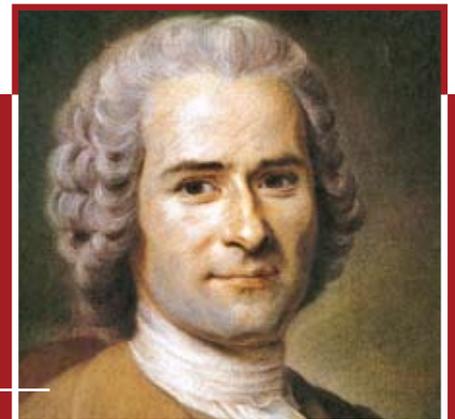
Die politische Diskussion darüber kommt erst in Gang. Sie wird lauter werden. Es gibt auch glückliche, gelungene Initiativen zwischen Politik und Wissenschaft. Die von dem Nuklearmediziner Professor Wolfgang Mohnike ins Leben gerufene und stets hochkarätig besetzte Symposiumsreihe zu Fragen der Krebsforschung hat auf ihrem 11. Symposium im vergangenen Mai in Berlin die zwei aktuellen Seuchen Alzheimer und Brustkrebs thematisiert und dabei auch auf die menschlich-gesellschaftlichen Folgen vor allem bei Alzheimer hingewiesen. Gesundheitsminister Daniel Bahr sandte ein Grußwort. Das Thema ist bewusst – trotz aller Dekadenz.

Die Dekadenten gab es auch schon zu Zeiten von Aristoteles. Die Sophisten propagierten ein konfliktives Gesellschaftsmodell. Der eigene Nutzen war prioritär. Thrasymachos war einer von ihnen. Was technisch geht, wird gemacht, ohne Rücksicht auf Verluste, das war sein Credo. Es ist ein Modell der Brutalität, der Repression. Auch heute kann man sagen: Der alte Streit um das Gesellschaftsmodell ist nicht entschieden. Wie wir mit Alzheimerkranken oder überhaupt den Schwachen umgehen, das wird Aufschluss darüber geben, ob wir eine solidarische, menschliche Gesellschaft bleiben oder in eine repressive, barbarische abgleiten. Zu beidem ist der Mensch wohl fähig, wie die Geschichte zeigt. Insofern hat, um Nicolas Gomez aufzugreifen, das Problem durchaus Geschichte. Das Gegenwartsleben, die Präsenz der Alzheimerkranken erinnert uns an die guten Zeiten, heute und in der Geschichte – und verweist uns auf eine mögliche Steigerung, auf vielleicht noch bessere Zeiten. □



Joachim Bauer
(*1951)

Jean Jaques Rousseau
(1712 - 1778)



Der Mensch ist zu Großem fähig. Er ist aber auch schwach, anfällig für Versuchungen und stützungsbedürftig. Er braucht eine Ordnung, die ihn trägt. Das wussten schon die Menschen der Antike. In unserer Zeit werden uralte Menschheitserfahrungen und -erkenntnisse über die Natur des Menschen über Bord geworfen oder aus Opportunismus verschwiegen. Ein aktuelles Beispiel liefert die Frage um die „Sonntagspflicht der Katholiken“.

Der Katechismus der katholischen Kirche (KKK) sagt zum Sonntag: „Die sonntägliche Eucharistie legt den Grund zum ganzen christlichen Leben und bestätigt es“ (Ziff. 2181). „Dieser Brauch der christlichen Versammlung geht auf die Zeit der Apostel zurück. Der Hebräer Brief ermahnt: ‚Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fern bleiben, wie es einigen zur Gewohnheit geworden ist, sondern ermuntert einander‘“ (Hebr 10,25). Das Gesetz des Herrn wird durch ein Kirchengebot präzisiert: „Am Sonntag und an den anderen gebotenen Feiertagen sind die Gläubigen zur Teilnahme an der Messfeier verpflichtet“ (CIC, can. 1247).

Diese kirchliche Sonntagspflicht wurde vom Abtprimas der Benediktiner Notger Wolf gegenüber KNA auf dem Eucharistischen Kongress in Köln kritisiert: Der Impuls zum regelmäßigen Besuch des Sonntagsgottesdienstes müsse „doch aus dem Herzen kommen“. Das Gebot sei eine „Entwürdigung des Sonntags“. Das Thema sei „von der Schiene des Glaubens und des Herzens auf eine juristische Bahn“ gekommen. Es sei eine „große Tragik“ und ein „Abstieg“.

Wenn der Abtprimas der Benediktiner die Sonntagsregelung so charakterisiert, verwundert das. Ist er doch der Regel des hl. Benedikt verpflichtet, die den Tagesablauf der klösterlichen Gemeinschaft mit Gottesdienstzeiten, Arbeit und Ruhe genau festlegt. Diese Regel überlässt nichts der Willkür. Werden die Mönche „entwürdigt“, wenn der Impuls nicht immer aus dem Herzen kommt? Der hl. Benedikt sagt: „Serva ordinem et ordo te servabit – Halte die Ordnung und die Ordnung wird dich halten“.

Auf dem Prüfstand

Benedikt kannte die Natur des Menschen.

Die Benediktusregel war die Voraussetzung dafür, dass nach dem Chaos der Völkerwanderung am Ende des Römischen Reiches eine neue Kultur in Europa aufgeblüht ist, dass das Wissen der Antike aufgeschrieben, Land urbar gemacht und Schulen eingerichtet wurden.

Keine Gemeinschaft, auch keine kirchliche, kommt ohne Regeln aus, die zu beachten sind, wenn sie Bestand haben will. Wer anderes behauptet, kennt offensichtlich die Natur des Menschen nicht.

Hubert Gindert

Die katholische Kirche in Zahlen – sie sprechen eine deutliche Sprache

Die Zahl der Katholiken nahm in der Zeit von 2010 auf 2011 weltweit von 1.196 Mio. auf 1.214 Mio. (+ 1,5%) zu. Dieser Zuwachs ist etwas höher als der der Weltbevölkerung (+ 1,23%).

Der Anteil der Katholiken an der Weltbevölkerung beträgt 17,5 %. Die Zunahme der Katholiken an der Gesamtbevölkerung in Afrika stieg um 4,3% bei einer Bevölkerungszunahme von insgesamt 2,3%. Auch in Asien war der Zuwachs der Katholiken mit 2,0% höher als die Bevölkerungszunahme in diesem Kontinent (+ 1,2%). In Amerika und Europa entsprach der Anstieg der Katholiken dem der Bevölkerungsentwicklung (+ 0,3%).

Die Gesamtzahl der Katholiken verteilt sich zu 48,8% auf Amerika, zu 23,5% auf Europa, zu 16,0% auf Afrika, 10,9% auf Asien und 0,8% auf Ozeanien.

Die Zahl der Bischöfe stieg im Vergleichszeitraum von 5.104 auf 5.132, wobei Amerika und Europa insgesamt 70% stellen.

Die Zahl der Diözesan- und Ordenspriester nahm im Zehnjahreszeitraum 2001 auf 2011 von 405.067 auf 413.418 (+2,1%) zu. Sie stieg in Afrika um 39,7% und in Asien um 32,0%, während sie in Amerika konstant blieb und in Europa um 9% abnahm.

Die ständigen Diakone haben weltweit stark zugenommen, nämlich von 29.000 auf 41.000. In Europa stieg die Anzahl der Diakone von 9.000 auf rund 14.000, in Amerika von 19.100 auf 26.000.

Die Gesamtzahl der Mönche ohne Priesterweihe hat sich bei rund 55.000 konsolidiert, wobei sie aber in Afrika (+18,5%) und in Asien (+44,9%) beträchtlich zunahm. Dagegen ging die Zahl in Europa um 18% und in Amerika um 3,6% zurück.

Die Zahl der Nonnen war in der Dekade 2001 bis 2011 insgesamt stark rückläufig, nämlich von 792.000 auf 713.000 (-10%). Die Dynamik weist beträchtliche Unterschiede auf: Europa -22%, Amerika -17%, Afrika +28% und Asien +18%.

Die Zahl der Kandidaten für das Priestertum (Diözesan- und Ordenspriester) nahm im Zehnjahreszeitraum von 112.244 auf 120.616 (+7,5%) zu. Die Entwicklung weist beträchtliche Unterschiede auf. Während die Zahl der Kandidaten zum Priestertum in Afrika (+30,9%) und in Asien (+29,4%) anstieg, ging sie in Europa um 21,7%, in Amerika um 1,9% zurück.

Die neuesten Zahlen belegen deutlich die nachlassende Vitalität der katholischen Kirche in Europa und damit die schrumpfende Bedeutung Europas für die Weltkirche. Die Statistik beweist, was nach der Wahl von Papst Franziskus angemerkt wurde, nämlich, dass das Zentrum der Universalkirche von der Nord- zur südlichen Halbkugel der Erde wandert. Franz-Josef Strauß hat einmal geäußert, Menschen kann man anschreiben, Zahlen nicht. Die kirchliche Statistik zeigt eine ernüchternde Bilanz für Europa. Sie ist aber auch ein Weckruf für die, denen die Zukunft Europas nicht gleichgültig ist, weil sich mit der nachlassenden Kraft der Kirche auch das Gesicht Europas ändern wird.

Hubert Gindert

„Familie, was ist das heute eigentlich?“ – „Vier Berichte aus der Nachbarschaft“

Im Wochenendjournal der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ) vom 6. April 2013 werden unter der o.a. Überschrift vier Familien aufgereiht und dargestellt. Die Überschrift „Familie, was ist das heute eigentlich?“ mit Fragezeichen deutet an, dass nicht mehr klar ist, was Familie ist. Bisher war es eine auf das eheliche Zusammenleben von Mann und Frau mit Kind/ern gegründete Gemeinschaft. Insofern ist die Differenzierung in „klassische“ und „Großfamilie“ unnötig. Was meint hier „klassisch“? Zur so genannten „klassischen Familie“ gehören Vater, Mutter und zwei Kinder. Geschildert wird hier ein Familienleben, wie es sich bei 1000 anderen auch darstellt. Die „Großfamilie“ hat neun Kinder. Für sie trifft zu: „Unser Zuhause ist voller Leben“, und weil die ganze Familie musikalisch ist, gilt: „Wir könnten mit unserer Familie ein eigenes Orchester gründen“. Im Bericht heißt es: „Großfamilie muss man erleben. Jedes unserer Kinder ist eine Bereicherung, jedes bringt einen anderen Charakter, andere Interessen mit“. Die Mutter der neun Kinder sagt: „Für mich ist die Familie meine Lebensaufgabe.“ Kritik richtet sich gegen den Staat. Die Frau sagt: „Mein Mann findet es problematisch, dass die steuerlichen Vergünstigungen für Familien immer weiter schrumpfen, obwohl sich der Staat familienfreundlich nennt.“

Unter der Überschrift „Familie, was ist das heute eigentlich?“ werden noch „die Kleinstfamilie und die „Patchworkfamilie“ aufgeführt, obwohl beide der klassischen Definition nicht entsprechen. Das ist keine moralische Wertung, sondern eine pure Feststellung.

Die „Kleinstfamilie“ besteht aus der Mutter und ihrer zweijährigen Tochter Mona. Die allein erziehende Mutter sagt zwar: „Ich empfinde uns als intakte kleine Familie – Mutter, Kind und Oma.“ Was meint hier „intakt“? Die freiberufliche Journalistin berichtet über die Schwierigkeiten Beruf und Kindererziehung zusammen zu bewältigen. Sie äußert: „In solchen Momenten merke ich, dass ich allein bin und Mona nicht

mal schnell abgeben kann. Auch Entscheidungen, die Monas Erziehung angehen, muss ich allein treffen: Der Vorteil ist, dass man sich nicht bei allem absprechen muss, sondern die Dinge nach meinen Vorstellungen laufen. Manchmal bin ich aber unsicher und hätte gerne jemanden an meiner Seite, der für Mona Verantwortung mit übernimmt ... und ohne meine Mutter könnte ich mein Leben nicht so gut organisieren“. Der Mangel dieser „Kleinstfamilie“ ist offenkundig.

In der „Patchworkfamilie“ lebt eine Frau mit zwei Kindern zusammen mit einem Mann, der wiederum zwei Kinder in die Gemeinschaft eingebracht hat. Die Frau der Patchworkfamilie bekennt: „Eine gescheiterte Ehe, das ist das einzige in meinem Leben, was mir nicht hätte passieren dürfen. Wenn man Kinder hat, trennt man sich nicht. So lautete meine Einstellung. Das ist sie eigentlich heute noch ...“ Die Frau stellt dann dar, wie es anders wurde, wie sie den Alltag organisiert und wie sie sich hinsichtlich der Kinder mit ihrem ehemaligen Ehemann arrangiert. Zum „größten Konfliktstoff in der Patchworkfamilie“ sagt sie, das sei „wie in jeder normalen Familie die Einigung auf Erziehungsnormen. Und das ist bei Patchworkfamilien anders. Im Zweifelsfall nimmt jeder seine Kinder in Schutz ... Doch obwohl wir alles miteinander sehr gut hinkriegen, habe ich immer im Hinterkopf, nur eine Patchworkfamilie zu sein.“

Familie, was ist das eigentlich? Manche wissen es offensichtlich nicht mehr. Man kann den Inhalt von Worten verändern, unterschiedliche Wirklichkeiten werden deswegen nicht gleich. Das zeigen die vorgestellten Formen menschlichen Zusammenlebens, die unter dem Begriff „Familie“ zusammengespannt werden. Was soll damit erreicht werden?

Hubert Gindert

Ein Bündnis von Sex und Geld

Der Medienexperte Norbert Bolz sagt: „Wenn man über Jahrzehnte die Praxis der Massenmedien beobachtet, dann weiß man ... dass sie mit Moral gar nichts am Hut haben. Es geht auch nicht so sehr um Aufklärung, sondern um Skandale und

Sensationen, um das Empörungspotential von Entscheidungen. Dieses Potential wird ausgebeutet. Das ist die Logik der Massenmedien.“

Die Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ) vom 26. März 2013 bringt ein Interview mit dem Titel „Männer sind eklig!“ Der Untertitel lautet: „Sie träumte vom schnellen Geld. Darum ging Lisa Müller mit 14 Jahren auf den Strich.“ Der Bericht zeigt einmal mehr, dass die 68er Kulturrevolution, die sich die Befreiung von allen Normen und Zwängen aufs Papier geschrieben hat, ihre Botschaft erfolgreich bis in den letzten Winkel getragen hat. Aber hätte die AZ das Interview deshalb abdrucken müssen? Der Wert der Aufklärung ist gering. Der Inhalt der Geschichte ist schnell erzählt. Ein Mädchen, das in einem Dorf in Baden Württemberg aufgewachsen ist, „hat mit 13 erstmals Sex“. Mit 14 Jahren ging sie auf den Strich. Sie hatte bis 18 Jahre 500 bezahlte Sexualkontakte mit Männern. Jetzt ist sie 20 und hat ein Buch darüber geschrieben. Der Titel: „Nimm mich, bezahl mich, zerstör mich!“. Lisa Müller ging nicht auf den Strich, weil sie durch Existenznot dazu getrieben wurde, wie man das aus Ländern der dritten Welt erfahren kann. Was sie suchte war „Bestätigung. Das lässt sich mit Geld gut verdienen“. Ihr Buch bringt sie mit ihrem wirklichen Namen und mit eigenem Foto auf dem Buchcover in die Öffentlichkeit. Auf die Frage des Interviewers: „Bereuen Sie das Leben als Hure heute?“, sagt sie: „Die Zeit hat mich geprägt, mich vorzeitig erwachsen, aber auch selbstbewusst gemacht. Ich stehe zu meiner Vergangenheit ... was andere über mich denken, ist mir inzwischen völlig egal.“ Und auf die Frage: „Was ist seelisch zurückgeblieben?“ kommt die knappe Antwort: „Männerhass“.

Fazit: In welchem Umfang diese Darstellung ein Sittenbild dieser Gesellschaft liefert, lässt sich schwer sagen. Gewiss ist, dass der Interviewer seiner Zeitung einen Skandal mit Empörungspotential geliefert hat. Ebenso sicher scheint, dass ein Buchverlag und mit ihm die Schreiberin auf einen guten Umsatz hofft und eine junge Frau auf dem Götzenaltar „Geld“ ihre Scham und ihre menschliche Würde opfert.

Hubert Gindert

Gott, keine Götzen

Über die Eucharistische Anbetung im Medienhaus von Radio Horeb berichtete Programmdirektor Pfr. Dr. Richard Kocher in seinem Rundbrief Mai 2013 (Radio Horeb, Postfach 1165, D.87501 Immenstadt):

(...) Das Allerheiligste wird zur Anbetung ausgesetzt. Ja, der Herr hat sich uns wirklich ausgesetzt, ausgeliefert und erwartet von uns das Gleiche: dass wir uns ihm und seiner Liebe bedingungslos aussetzen (...)

Papst Franziskus hat mit der ihm eigenen Einfachheit und Direktheit bei der Besitzergreifung der Basilika St. Paul vor den Mauern dazu gesagt: „Ich möchte, dass wir alle uns eine Frage stellen: Du, ich, beten wir den Herrn an? Gehen wir zu Gott nur um zu bitten, zu danken, oder gehen wir auch zu ihm, um ihn anzubeten? Was bedeutet denn, Gott anzubeten? Es bedeutet zu lernen, wie wir bei ihm verweilen und innehalten können, um mit ihm zu sprechen und dabei zu spüren, dass seine Gegenwart die wahrste, beste und wichtigste aller ist... Den Herrn anzubeten bedeutet, ihm den Platz zu geben, der ihm gebührt. Den Herrn anzubeten bedeutet, zu sagen und zu glauben – aber nicht nur mit Worten – dass er allein wirklich unser Leben lenkt. Den Herrn anzubeten bedeutet, dass wir vor ihm die Überzeugung gewinnen, dass er der einzige Gott, der Gott unseres Lebens, unserer Geschichte ist.“

Die Anbetung habe zur Folge, dass wir uns der vielen Götzen entäußern müssten, zu denen wir unsere Zuflucht nehmen: „Es sind Götzen, die wir oft gut versteckt halten; es kann Ehrgeiz sein, Freude am Erfolg, sich selbst ins Zentrum zu setzen, die Neigung, sich gegen andere durchzusetzen, die Anmaßung, die einzigen Herren unseres Lebens zu sein, irgendeine Sünde, an der wir hängen, und vieles andere. Heute abend möchte ich, dass eine Frage im Herzen eines jeden aufsteige und dass wir sie ehrlich beantworten: Habe ich darüber nachgedacht, welchen verborgenen Götzen ich in meinem Leben habe, der mich daran hindert, den Herrn anzubeten? Anbeten bedeutet, uns unserer Götzen zu entäußern, auch der verborgenen, und den Herrn als Mitte, als den Leitweg unseres Lebens zu wählen.“ (...)

Er begeisterte sein junges Publikum

„Impressionen vom Eucharistischen Kongress“ in Köln teilte Regina Einig in der „Tagespost“ vom 8. Juni 2013 (S.13) mit. Besonders wies sie dabei auch auf

Zeit im Spektrum

den Vortrag des Wiener Psychiaters Dr. Ralph Bonelli hin, der vor kurzem ein Buch über die Erfahrungen in seiner Praxis herausbrachte: „Selber schuld – Ein Weg aus seelischen Sackgassen“ (Siehe „Fels“ 4/2013, S.125). Frau Einig zu Bonellis Vortrag:

(...) Wie schwierig der Weg aus jahrelang eingeschliffenen Fehlhaltungen ist, macht mit viel Humor der Psychiater Ralph Bonelli klar. Sein überwiegend junges Publikum begeistert er mit einer ironisch-nachdenklichen Betrachtung des Unschuldswahns der säkularisierten Gesellschaft und ermutigte zur Beichte. Dort werde die Fähigkeit zum Bekenntnis eigener Schuld trainiert. „Für das, was in der Beichte geschieht, brauche ich in der Psychotherapie oft zwanzig Stunden.“ Das Schöne sei, dass es in der Beichte einen barmherzigen Richter gebe, den die Welt nicht habe. Die Beichte sei jedoch „kein Psychosakrament: wir gehen nicht beichten, um uns hinterher besser zu fühlen, sondern weil wir Gott beleidigt haben und ihn um Verzeihung bitten“. Schuld zu verdrängen oder auf andere abzuwälzen, führe oft zum falschen Habitus – klassisch „Laster“ genannt. Als klassische Sündenböcke müssten in der Regel Eltern, Lehrer und Kirche herhalten. Die tägliche Gewissensforschung am Abend und hellhörige Aufmerksamkeit für die Kritik aus dem persönlichen Umfeld seien Hilfen zur Selbstkorrektur. „Schuldgefühle sind ein Zeichen psychischer Gesundheit“, unterstrich Bonelli. Zwar gebe es auch pathologische Schuldgefühle, doch seien sie die Ausnahme, nicht die Regel. (...)

Daran muss der Gesetzgeber mit Nachdruck erinnert werden

Bei der Änderung der Gesetzgebung zur Abtreibung hatte das „Beratungsschutzkonzept“ am 26.6.1992 im Deutschen

Bundestag die Mehrheit gefunden, weil es angeblich das Leben der ungeborenen Kinder besser schütze als ein strafbewehrtes Verbot. Das Bundesverfassungsgericht billigte es dann auch nur als Versuch und verpflichtete den Gesetzgeber zur Beobachtung der Auswirkungen und zur evtl. Nachbesserung bzw. Korrektur (BuVerfG, Urteil vom 28.5.1993). Zwanzig Jahre nach dem Urteil wies nun der Vorsitzende der Juristenvereinigung Lebensrecht e.V., Bernward Büchner, auf die ausbleibende Pflichterfüllung hin (Pressemitteilung vom 27.5.2013; Postfach 50 13 30, D-50937 Köln; www.juristen-vereinigung-lebensrecht.de).

Das von den Karlsruher Verfassungsrichtern damals nur als Versuch gebilligte „Beratungsschutzkonzept“ hat sich längst als schutzuntauglich erwiesen. Für den nach dem Urteil von 1993 gebotenen Schutz jedes einzelnen Lebens war es von vornherein ungeeignet. Denn es überlässt es in den ersten zwölf Wochen einer Schwangerschaft als Letztentscheidung der Schwangeren, ihr Kind aus beliebigen Gründen töten zu lassen.

Dass diese Entscheidung eine Pflichtberatung voraussetzt, trifft nicht zu. Denn die schwangere Frau ist nach der gesetzlichen Fristenregelung lediglich verpflichtet, vor einem „Schwangerschaftsabbruch“ eine Beratungsstelle aufzusuchen. Eine Mitteilungs- und Gesprächsbereitschaft wird von ihr nicht verlangt (...)

Eine Mindestanforderung an die staatliche Schutzpflicht ist nach dem Karlsruher Urteil von 1993 die Erhaltung und Stärkung des Rechtsbewusstseins. Nur wenn das Bewusstsein von dem Recht des Ungeborenen auf Leben wach erhalten werde, könne das Konzept einer Beratungsregelung „prinzipiell geeignet sein, das Leben des ungeborenen Kindes zu schützen.“ An dem vorausgesetzten Rechtsbewusstsein fehlt es jedoch vielfach, weil der „beratene“ Schwangerschaftsabbruch praktisch keine Unrechtsfolgen hat, vielmehr staatlich gefördert und in einem von den Ländern sicherzustellenden Netz von Einrichtungen angeboten wird. Inzwischen wird das Recht ungeborener Kinder auf Leben im öffentlichen Bewusstsein immer mehr durch ein ideologisch begründetes „Recht auf Abtreibung“ verdrängt.

Die erforderliche Anerkennung einer Schwangerschaftskonfliktberatungsstelle setzt voraus, dass ihr Träger die Gewähr für eine verfassungs- und gesetzeskonforme Beratung bietet. An dieser Voraussetzung fehlt es bei den Trägern, die – wie z.B. Pro Familia – für ein „Recht auf Abtreibung“ eintreten. Deshalb müsste ihnen die staatliche Anerkennung längst entzogen werden, was bisher jedoch nie geschehen ist.

Die Hoffnung der Verfassungsrichter, die Mitwirkung der Ärzte könne zugleich Schutz für das Leben des ungeborenen Kindes bewirken, hat sich längst als Illusion erwiesen. Denn Schwangerschaftsabbrüche werden inzwischen weitgehend von Ärzten durchgeführt, die sich hierauf spezialisiert haben und die sich als Gehilfen zur Erfüllung von Tötungswünschen – oft weniger der Schwangeren als ihres Umfeldes – verstehen.

Trotz der offenkundigen und schwerwiegenden Mängel seines gesetzlichen „Schutzkonzeptes“, über welche die offizielle Abtreibungsstatistik nicht hinwegtäuschen kann, hat der Gesetzgeber bisher seine Pflicht zur Beobachtung der Auswirkungen der geltenden Regelung sowie zu deren Nachbesserung bzw. Korrektur ignoriert. An ihre Erfüllung ist deshalb mit Nachdruck zu erinnern. (Siehe dazu: *Manfred Spieker, Kirche und Abtreibung in Deutschland – Ursachen und Verlauf eines Konflikts; Paderborn 2000, Sn. 68-83*)

Einen Frosch Vogel nennen macht ihn nicht zum Vogel

Obwohl es in den Leitmedien nicht besprochen wird, ist Gabriele Kubys Buch „Die globale sexuelle Revolution – Zerstörung der Freiheit im Namen der

Freiheit“ inzwischen in dritter Auflage erschienen; Übersetzungen ins Polnische und Kroatische liegen vor, weitere Übersetzungen sind in Arbeit. Der süddeutschen Ausgabe der FAZ lag am 29.5.2013 ein Acht-Seiten-Flyer bei, der das Buch vorstellt (erhältlich beim Verlag: fe-Medien, Tel. 07563/ 92006; www.fe-medien.de).

In einem längeren Interview für das Christliche Informationsforum MEDRUM wandte sich Frau Kuby nun am 6.6.2013 gegen Versuche, sie als „homophob“ und „Homohasserin“ auszugrenzen, Versuche, insbesondere von den Medien (www.medrum.de/node/12048). Sie sagte dort unter anderem:

(...) Ich bin spontan zu der ersten „Manif pour tous“ gefahren und habe darüber geschrieben (...) Am 26. Mai gab es die dritte nationale Demonstration in Paris. Wieder waren mehr als eine Million Menschen auf der Straße (...). Manif pour tous (www.lamanifpourtous.fr/de) kämpft für Ehe und Familie und wendet sich ganz eindeutig gegen Homophobie. Homosexuelle gehören der Bewegung an, treten öffentlich auf und sagen, was jeder weiß: Jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter und braucht einen Vater und eine Mutter. Wie Bischof Küng von St. Pölten vor kurzem erklärt hat, ist der Widerstand gegen die „Homo-Ehe“ keine Ho-

mophobie. Er ist eine notwendige Folge des Gebrauchs des gesunden Menschenverstandes. (...)

Ehe ist definiert als Verbindung von Mann und Frau, die normalerweise Kinder zeugen und erziehen und dadurch das existentielle Fundament der Gesellschaft schaffen. Eben das leistet eine gleichgeschlechtliche Verbindung nicht. Einen Frosch einen Vogel zu nennen, macht den Frosch nicht zu einem Vogel, sondern stiftet nur Verwirrung. (...)

Ehe und Familie ist darauf angewiesen, dass Menschen bindungsfähig sind und bereit werden, für ihre Kinder Verantwortung zu übernehmen und Opfer zu bringen. Wenn Kinder in die Frühsexualität getrieben werden und ihnen jede sexuelle Praxis als gleichwertig dargestellt wird, was in der obligatorischen schulischen Sexualerziehung geschieht, lernen sie all das nicht. (...)

Es gab schon zwei Demonstrationen gegen mich. Ich sammle die Schmähungen, die mich per Mail erreichen, denn sie zeigen, wo der Hass tatsächlich regiert. Wir befinden uns in einem Kulturkampf, in dem es um die Zukunft der Familie, der Freiheit, der Humanität, des Christentums, der kulturellen Identität und des physischen Fortbestandes der Nationen geht. Jeder ist aufgerufen, sich in einem Kampf für eine lebensfähige und lebenswerte Zukunft zu engagieren.

Der Papst zur Initiative „Einer von uns“

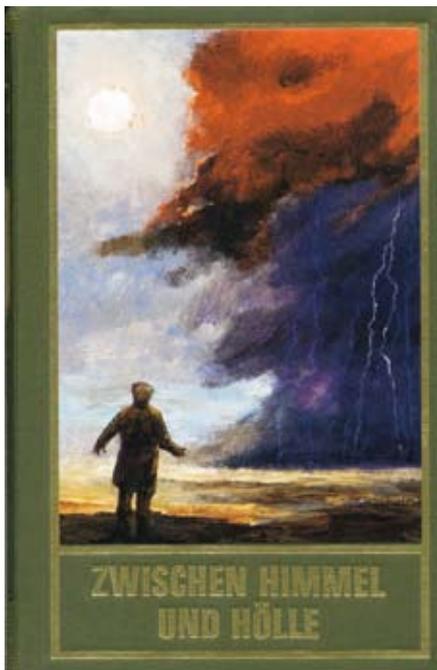
Papst Franziskus sagte am 12. Mai, nach Gottesdienst und Regina Coeli, zu den hunderttausend Gläubigen auf dem Petersplatz in Rom:

(...) Ich grüße die Teilnehmer am „Marsch für das Leben“, der am heutigen Vormittag in Rom statt gefunden hat, und ich lade ein, die Aufmerksamkeit aller für das so wichtige Thema der Achtung des menschlichen Lebens vom Augenblick seiner Empfängnis an wach zu halten. Diesbezüglich erinnere ich auch an die Unterschriftensammlung, die heute in vielen italienischen Pfarreien zur Unterstützung der europäischen Initiative „Einer von uns“ stattfindet, um dem Embryo rechtlichen Schutz zu gewährleisten und so jeden Menschen vom ersten Augenblick seines Daseins an zu schützen.“



Siehe dazu den Hinweis und die Unterschriftsliste in „Fels“ 6/2013, S. 187 u. S. 190. Weitere Informationen auf: www.1-von-uns.de

Auf dem Foto: Die Koordinatoren der Initiative, von links nach rechts: Hedwig von Beverfoerde, Jaime Mayor Oreja, Manfred Libner.



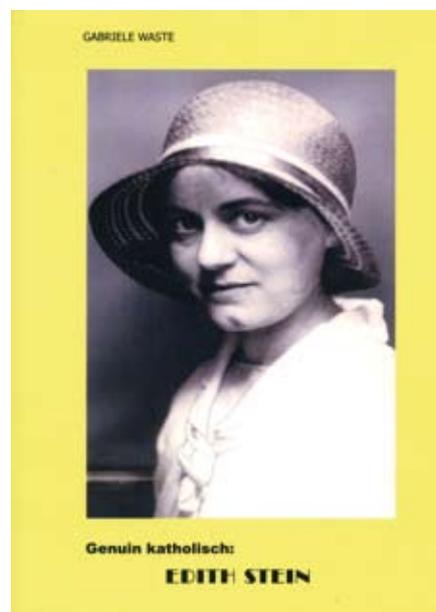
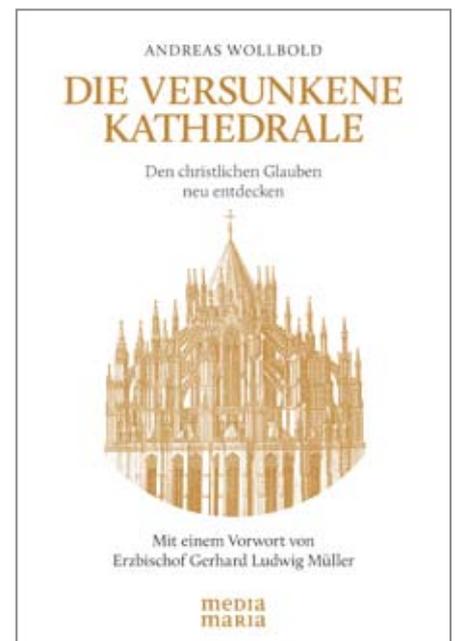
Dieter Sudhoff (Hrsg.): Zwischen Himmel und Hölle, Karl May und die Religion, Karl-May-Verlag Bamberg 2012, 544 Seiten, ISBN 978-3-7802-0165-2 19,90 Euro, 28,50 S Fr.

Dieses Buch erscheint in der äußeren Form eines Karl-May-Romans. Es handelt sich aber um ausführliche Exkurse von acht Autoren zu den religiösen Vorstellungen, die im Werk von Karl May zum Vorschein kommen. Dabei werden auch die bekannten katholischen Kapitel sowie der Umgang von Karl May mit dem Islam untersucht. Einer dieser Autoren, Hubert Wolf, Kirchenhistoriker an der Universität Münster, behandelt den Brief eines Anonymus, welcher der vatikanischen Indexbehörde vorschlägt, das Werk von Karl May auf den Index der für Katholiken verbotenen Bücher zu setzen. Die vatikanische Behörde hat jedoch nie daran gedacht, dieser anonymen Bitte nachzukommen, weshalb der Vorgang keine weitere Beachtung mehr verdiente. Trotzdem widmet Wolf der Verifizierung dieser anonymen Anzeige 74 Seiten. Warum wohl? Bedauert Hubert Wolf, dass die Indexbehörde nicht den Fehler beging, einen so populären Autor zu indizieren? Dann könnte man heute Spott und Hohn über die Kirche ausgießen. Über die Tatsache, dass das ideologische Hauptwerk des Nationalsozialismus, Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“, tatsächlich auf dem Index stand, schweigt Hubert Wolf. Hier käme man ja in Verlegenheit – *horribile dictu* – den Index loben zu müssen. *Eduard Werner*

Andreas Wollbold: Die versunkene Kathedrale. Den christlichen Glauben neu entdecken. Mit einem Vorwort von Erzbischof Gerhard Ludwig Müller. media maria verlag 2013. ISBN 978-3-9815698-5-8, 258 S., 19,95 Euro. Tel.07303-952331-0. www.media-media.de

Der Autor ist Priester der Diözese Trier und Professor für Pastoraltheologie an der Universität München. Das Buch zeigt die Schönheit des katholischen Glaubens anhand des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, sowie des Vaterunsers und des Gegrüßt seist du Maria. Hierbei zeigt der Autor, wie die Glaubensaussagen mit der Vernunft übereinstimmen. Der Titel kommt aus einer bretonischen Legende, die erzählt, dass eine Kathedrale eines Tages im Meer versunken sei, nach langer Zeit jedoch wieder in alter Schönheit aufgetaucht sei. Ein eindrucksvolles Bild! Am Ende fragt sich

der Leser, warum auch unsere Kathedrale, unser Glaube, weithin verschwunden ist. Der Unterricht in den Schulen trägt immer noch den Namen „Religionsunterricht“, obwohl er zumindest streckenweise nicht mehr viel mit der katholischen Religion zu tun hat. Sogar Vorbereitungskurse für die Firmung verschweigen konsequent die großartigen Glaubenszeugnisse unserer Märtyrer des 20. Jahrhunderts. Offenbar wollen manche Theologen und Kirchenfunktionäre mit diesen mutigen und opferbereiten Persönlichkeiten nicht verglichen werden. Also kein Wunder, dass der Glaube in den deutschsprachigen Ländern ebenfalls im Hochwasser verschwindet. Aber das gewaltige Aufblühen des Glaubens vor allem in China und in Afrika macht Hoffnung, dass auch hier die Perle des Glaubens im Schlamm des Unglaubens wieder entdeckt wird. Wollbolds Buch von der versunkenen Kathedrale ist ein großartiges Buch, das allerdings die Hürden der theologischen Fakultäten und der Schulbuchkommission erst überwinden muss. Wer sich über den katholischen Glauben informieren will, wird in diesem Buch fündig. *Eduard Werner*



Gabriele Waste: Genuin katholisch. Edith Stein, Verlag Kardinal von Galen-Kreis 2012, ISBN 978-3-9812187-6-3, 156 Seiten, Euro 15,50.

Sammelband mit Beiträgen der Autorin Gabriele Waste aus verschiedenen Publikationen zu Edith Stein. Themen sind u.a. christliche Metaphysik, Frauenpriestertum, Kreuzeswissenschaft, der Sühnegedanke, und die Trinitätslehre. Nach Meinung des Herausgebers Reinhard Dörner vertritt Gabriele Waste teilweise Gegenpositionen zu den Schriften der „Edith-Stein-Gesellschaft Deutschland e.V.“ Wer sich für Edith Stein und die unterschiedlichen Sichtweisen deutscher Theologen interessiert, wird dieses Buch mit Gewinn lesen. *Eduard Werner*

Bei der heutigen Flut antikatholischer „Informationen“ von vielen Medien kann der Rückblick eines alten Zeitgenossen auf das von ihm noch bewusst erlebte zweite Drittel des 20. Jahrhunderts vielleicht jüngere Leser vor Verunsicherung durch den Zeitgeist bewahren.

Dazu eine Erinnerung an den Unterricht vor 75 Jahren in einer Abiturklasse des Humanistischen Gymnasiums bei St. Stephan in Augsburg. Lehrer für Geographie war der beliebte, hoch angesehene Benediktinerpater Dr. Gregor Lang. Dieser war zuvor jahrelang Rektor des Gymnasiums gewesen, aber dann im 1933 angebrochenen „Dritten Reich“ mit dem neuen, antichristlichen Zeitgeist, weil „als Leiter der Anstalt nicht mehr geeignet“, abgesetzt und durch einen Parteigenossen abgelöst worden. Da er sich klugerweise stets bewertender Äußerungen über die neuen Herren im Lande enthalten hatte, durfte er als einfacher Lehrer weiterhin unterrichten. Er hatte also die Länder Europas mit uns zu besprechen. Man schrieb das Jahr 1939. Das deutsche Reich, vom Ausland nach 1933 anfangs mit Bewunderung und Achtung, inzwischen aber zunehmend mit Misstrauen und Furcht beobachtet, war fest in der Hand des Diktators. Nach den Osterferien, damals Beginn des Schuljahres, erklärte uns P. Gregor, er wolle abweichend vom Buch als erstes Land Polen mit uns behandeln. Anschließend waren bei ihm Frankreich und England an der Reihe. Wer hätte sich dabei etwas Arges denken mögen? – Es folgten die langen Sommerferien voll aufregender Ereignisse. Der Diktator in Berlin verbündete sich mit dem Diktator in Moskau und teilte mit ihm das von den beiden überfallene und ihnen hilflos ausgelieferte Polen.

Als hernach für uns wieder der Schullalltag begonnen hatte, meinte unser guter P. Gregor in der ersten Geographiestunde, es sei doch gar nicht so verkehrt gewesen, mit Frankreich und England die Länder schon behandelt zu haben, die inzwischen Deutschland den Krieg erklärt hatten und daher für uns als baldige Kriegssoldaten interessant werden könnten. Und nun schien P. Gregor das echte Problem zu haben, welches Land nun im Unterricht als nächstes behandelt werden sollte. Als diese große Schwierigkeit hinreichend dargestellt war, entschied er sich endlich, scheinbar zögerlich, für Russland. Das große Erstaunen der Klasse zeigte, wie sehr wieder einmal dem Diktator geglaubt und seine Versicherung des nunmehr guten Ein-

vernehmens mit dem kommunistischen Russland ernstgenommen worden war.

Diese ausführliche Darstellung mag auch jüngeren Lesern eine Ahnung der damaligen Stimmung im deutschen Reich vermitteln. Dennoch war, selbst nach dem alle Welt überraschend schnellen, totalen Sieg Deutschlands im nächsten Jahr über Frankreich, keineswegs das ganze Volk dem triumphierenden Zeitgeist so hörig, wie man uns heute einreden will. Freilich war es da nicht leicht, sich davon innerlich ganz frei zu halten. Besonders erfreulich: Alle katholischen Bischöfe Deutschlands und auch über 99% ihres Klerus blieben sich damals in ihrer Treue zum Papst und Ablehnung des gottlosen braunen Zeitgeistes einig! – Mit Wehmut erinnern sich inzwischen alte Katholiken daran.

Da heute jedermann weiß, wie schrecklich der Nazitaumel schließlich endete, ist die Lehre, die der Zeitgenosse, der das selbst erlebte, daraus zieht, unschwer zu verstehen: Ein Zeitgeist mag noch so mächtig sein und noch so gewalttätig verbreitet werden; wenn er es verdient, wird er über kurz oder lang durch die Geschichte widerlegt! Das kann in ganz natürlicher, hernach selbstverständlich scheinender Weise geschehen. Gott hat es nicht nötig, so einzugreifen, dass es als Wunder zu erkennen ist; er hat auch viel Geduld und keine Eile. Vor allem: Er macht keinen Fehler! Sei-

ne Mühlen mahlen langsam, aber fein! Und vor 75 Jahren gab es außer P. Gregor Lang auch andere, die von der noch fernem und fast allen noch undenkbareren Katastrophe schon eine Ahnung hatten, und das ihrer Umgebung irgendwie andeuteten. – So ist auch das aus dem gegenwärtig Zeitgeist erwachsende Unheil schon jetzt erkennbar.

Dazu ein Wort Pascals an die Gläubigen in der katholischen Kirche: „Es ist schön, bei sturmgepeitschter See auf einem Schiff zu sein, von dem man weiß, dass es nicht untergeht!“

Alfons Fendt, 91058 Erlangen

„Niemand muss seiner Seele verkaufen“, Nr. 6/2013, S. 186

Ich habe über den „Psychotherapeuten und Theologen“ Wunibald Müller recherchiert. Er publiziert auf der Internetseite von: „Wir sind Kirche“. Seine Lieblingsthemen sind: Abschaffung des „Zwangszölibates“, Ja zu Homosex-Priestern und: es gäbe keinen Zusammenhang von Homosex und Pädophilie! Er betreut(e) aber auch pädophile Priester. Promoviert hat er über das Thema: Homosex! Die immer antikatholischer werdende FAZ würdigte ihn auch am 18.5.2010 – da konnte er mal wieder draufhauen auf die Kirche!

Uwe C. Lay, 94474 Vilshofen

radio horeb



radio horeb - HÖRERSERVICE
Postfach 1165
D- 87501 Immenstadt
Tel + Fax: 08323 9675-110
E-Mail: info@horeb.org
Home: www.horeb.org

K-TV



K-TV Deutschland - Information:
Kirchstrasse 9
D-88145 Opfenbach,
Tel.: +49 (0) 8385/394 99 90
E-Mail: info.de@k-tv.org
www.K-TV.at

Karl Metzler +

Am 17. Juni hat der Herr über Leben und Tod Karl Metzler in Bad Homburg im Alter von 90 Jahren, gestärkt mit den Sakramenten der Kirche, zu sich gerufen. Wir durften seine Treue zum Glauben unserer katholischen Kirche erfahren. Seit Entstehen der Initiativkreise katholischer Laien und Priester in den Diözesen Deutschlands war er zusammen mit seiner Frau Katharina mit uns verbunden. Wir danken Gott für seine Treue. Im festen Glauben an unseren Erlöser Jesus Christus dürfen wir darauf hoffen, dass Karl Metzler uns vom Himmel her weiterhin begleitet. Wir bleiben ihm im Gebet verbunden.

Erläuterung zum Titelbild



Christophorus, welcher nur dem Höchsten dienen wollte, trägt, anfänglich unerkannt, das Jesuskind durch die Fluten einer Furt. Das Kind wird immer schwerer, denn es trägt die Last der ganzen Welt. Dies ist hier angedeutet durch eine Weltkugel, welche das Kind hält. Christophorus stützt sich auf einen dünnen Stab, der oben wieder zu blühen beginnt. Dieses Motiv kommt in etlichen Legenden vor, so z.B. bei der Verlobung des hl. Joseph oder in der Thannhäuser-Sage.

Das über 14 m hohe Bild wurde 1491 von Ulrich I. Apt (1460 – 1532) an die Rückwand des Augsburger Doms gemalt. Dimension und Lage des Bildes hängen mit der heiligen Schau von Dinglichem zusammen. So empfand man damals die andächtige Betrachtung der Hostie bei der Elevation nach der Wandlung als geistige Kommunion. Und so war auch der Glaube verbreitet, dass, wenn man am Morgen, nach der Frühmesse, beim Verlassen des Dom dieses Bild andächtig betrachtet, man den ganzen Tag vom hl. Christophorus beschützt wird. Vor allem galt der Schutz vor einem jähen, unbußfertigen Tod. Es zeigt sich auch eine augenfällige Parallele zwischen der Elevation am Altar und diesem Bild. Dem Priester am Altar entspricht hier der Heilige. Der Priester hält eine kleine Hostie hoch und hier sitzt ein kleines Kind auf den Schultern eines Riesen. Die Hostie ist aber der wahre Leib Christi und das Kind ist in Wirklichkeit Jesus.

AE

13. Kongress: „Freude am Glauben“

„Damit der Glaube neu erstrahlt“
(Benedikt XVI.)

30. August – 1. September 2013



Kongresszentrum
Augsburg
Kongress am Park

Forum Deutscher Katholiken e.V.

Informationen erhalten Sie unter:
Forum Deutscher Katholiken,
Postfach 11 16, 86916 Kaufering
Mo.-Fr.: 16.00 Uhr bis 18.00 Uhr,
Telefon: 08191-966744, Telefax: 08191-966743
www.forum-deutscher-katholiken.de

Zusätzliche Programmhefte, Plakate A4/A3:

unter Tel./ Fax: 089-605732 oder
Hans.Schwanzl@forum-deutscher-katholiken.de

Angebote während des Kongresses:

- Eucharistische Anbetung im Kongresszentrum Freitag und Samstag
- Beichtgelegenheit im Kongresszentrum
- Gesprächsmöglichkeit mit Referenten nach den Vorträgen und Podiumsdiskussionen
- Präsentation von Organisationen und Initiativen
- Kleinkindbetreuung (bis 5 Jahre) und
- Kinderbetreuung (6-10 Jahre) während der Vorträge und Podiumsdiskussionen
- Teensprogramm 11 bis 16 Jahre und Jugendprogramm ab 16 Jahre von Freitagnachmittag bis Sonntagnachmittag mit Mahlzeit und Übernachtung 20,- Euro

Wir freuen uns über Ihre Teilnahme!
Ihr Forum Deutscher Katholiken
www.forum-deutscher-katholiken.de

mit Jugendprogramm!

Freude am Glauben



Im Anschluss an den Kongress: Brückentage

3./4. September (10.00 Uhr, 15.00 Uhr) in Augsburg bis zur 21. Theologischen Sommerakademie: **das katholische Augsburg kennenlernen** (Führung durch die Stadt): u. a. St. Ulrich und Afra, St. Peter am Perlach (die Knotenlöserin), St. Markus in der Fuggerei, Heilig-Kreuz-Kirche, Marien-dom, Diözesanmuseum.

Anmeldung mit Angabe des gewünschten Datums und der gewünschten Uhrzeit bei Gerhard Stumpf s.u.

21. Theologische Sommerakademie in Augsburg im Haus St. Ulrich

vom 4. bis 7. September 2013

Die Katholische Kirche auf dem Weg durch die Zeit

Anmeldung für ein Quartier im Haus St. Ulrich 08213152-201 Zusendung des Programms und Info: IK-Augsburg, Gerhard Stumpf, Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg, stumpf@ik-augsburg.de

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Augsburg:

6. Juli 2013 · Wallfahrt zur Madonna im Strahlenkranz · St. Thomas in Gunzenheim · 09:30 Uhr · Beichtgel. · 10:00 Uhr · Wallfahrtsamt mit Predigt: S. Exz. Bischof em. Dr. Walter Mixa · anschl. in der Villa Barbara (neben der Kirche) · Begegnung mit S. Exz. Bischof em. Dr. Walter Mixa · Kurzvorträge: Dr. Alois Eppler: **Fürchte dich nicht du kleine Herde – Deutschland und die Katholiken** · Prof. Dr. Hubert Gindert: **Der Glaube gibt uns Hoffnung** · Hinweise: Tel.: 08191-22687, E-Mail: stumpf@ik-augsburg.de

Rottenburg-Stuttgart

7. Juli 2013 · 09:00 Uhr · Heilige Messe · 11:00 Uhr · Norbert Clasen: **Zum sog. Goldenen Zeitalter in Al-Andalus im muslimischen Spanien** · Gemeindesaal St. Albert, Stuttgart-Zuffenhausen · Hinweise: 07022-43135

Wallfahrt nach Regensburg zum seligen Frater Eustachius Kugler

6. Juli 2013 · Geistl. Leitung: Pfr. Wolfgang Tschuschke · Abfahrt des Omnibusses: 7.00 Uhr am Betriebshof des Omnibusunternehmers Udo Grampp in Bischberg, Hauptstraße 123 c · 7.20 Uhr am P+R-Platz Heinrichsdamm · 7.30 Uhr an der südlichen Promenade (OVF-Bushaltestellen) · 7.40 Uhr am Bahnhofsvor-

platz · 8.15 Uhr in Erlangen, Pendlerparkplatz an der Baiersdorfer Straße. Weitere Haltestellen nach Absprache möglich. Beichtgel. und Hl. Messe in der Krankenhauskirche, Barnherzigen Brüder in Regensburg, der Grabeskirche des seligen Fr. Eustachius. Nach dem Mittagessen in Regensburg: Weiterfahrt nach Rechberg bei Beratzhausen. Prozession zur Wallfahrtskirche Mariae Heimsuchung und Sakramentsandacht. Anschl. Abendessen. Fahrpreis 19,00 Euro einschließlich Führungen Dr. Ludwig Röhler, Kloster-Banz-Str. 2, 96052 Bamberg, Tel. (0951) 39016, E-Mail: ik-bamberg@roemiko.de

Einladung zur 25. Internat. Theologischen Sommerakademie in Aigen:

Thema: Christus: Gestern, heute und in Ewigkeit · 26. - 28. August 2013 · Aigen i. M., Österreich · Vereinshaus · Hauptstraße 15 · A-4160 Aigen i. M. · www.theol-sommerakademie.com · E-Mail: info@theol-sommerakademie.com Linzer Priesterkreis · Anmeldung bis 15.8.2013

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Juli 2013

1. Der Weltjugendtag in Brasilien ermutige alle jungen Christen zu Jüngerschaft und Glaubenszeugnis.

2. Ganz Asien möge seine Tore für die Boten des Evangeliums öffnen.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Georg Dietlein
Lindenweg 12, 50937 Köln
- Dr. Alois Eppler
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Dekan Ludwig Gschwind
Mindelzell, Hl. Kreuz Str. 1
86513 Ursberg
- Dr. med. Karl-Maria Heidecker
Holzhauserstr. 23, 55411 Bingen
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelbergerstr. 18, 86399 Bobingen

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,
Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Stepan Kardinal Trochta – sein Leben und Leiden für Gott

Dass der Nationalsozialismus und der Kommunismus „gleich grausam und gleich gottlos“ (Franz Werfel) waren, zeigt das Leben des Märtyrers Stepan Kardinal Trochta, des Bischofs von Litomerice (Leitmeritz). Er wurde 1905 in einer kinderreichen Bauernfamilie in Mähren geboren. Nach seinem Abitur trat der begabte junge Mann 1920 in den Salesianerorden ein und wurde 1932 zum Priester geweiht. Als Jugendseelsorger führte er rasch eine neue Form der Jugendseelsorge ein. Er predigte nicht nur die kirchliche Lehre, sondern spielte auch in den verschiedenen Sportarten mit den Jugendlichen aktiv mit. Das war damals eine ungewöhnliche Neuerung. Seine Popularität im ganzen Land stieg. Als Hitler 1938 Tschechien besetzte, wurden Trochta seine Erfolge zum Verhängnis. Die Nationalsozialisten misstrauten dem im ganzen Land bekannten Jugendseelsorger und überwachten ihn daher auf Schritt und Tritt. Lästige Verhöre waren die Folge. Nach dem Attentat auf Hitlers „Reichsprotector“ Reinhard Heydrich 1942 ging die Gestapo in einem „Großreinemachen“ gegen alle religiösen Kräfte im damaligen Tschechien vor. Neben vielen anderen Geistlichen wurde auch Stepan Trochta verhaftet und nach einigen Zwischenstationen in das KZ Dachau gebracht. Dort überstand er jedoch manche Misshandlung und die Hungerzeit 1942/1943. Mit dem En-

de des Krieges 1945 wurde er wieder frei und konnte in seine Heimat zurückkehren. 1947 ernannte ihn Papst Pius XII. zum Bischof von Litomerice. Es begann eine fruchtbare Zeit der Seelsorge. Als 1948 die Kommunisten die Macht in der damaligen Tschechoslowakei übernahmen, begann für alle Priester wieder eine Leidenszeit, wie sie sie schon von den Nationalsozialisten her kannten. Auch die Kommunisten wollten nicht hinnehmen, dass die Jugend dem Bischof Trochta in großen Scharen folgte. Deshalb stellten sie 1949 Trochta zunächst unter Hausarrest und verurteilten ihn dann bald wegen angeblichen „Hochverrats und Spionage im Dienst des Vatikans“ zu 25 Jahren Gefängnis. Im Gefängnis traf er bald wieder manchen Mitbruder, den er vom KZ Dachau her schon kannte. „Jetzt tragen wir halt wieder unsere Sträflingskleidung, wenn das Gefängnis auch nicht Konzentrationslager heißt,“ sagte er voll Gleichmut zu seinen Mitgefangenen. Im Jahr 1960 wurde er „amnestiert“ und als Bauhilfsarbeiter nach Prag beordert. Es gab Gerüchte, nach denen seine Gesundheit im Gefängnis u.a. auch unter Anwendung chemischer Mittel zerstört worden sei.

Jedenfalls war die Gesundheit mittlerweile so geschädigt, dass er bald in ein von der Außenwelt isoliertes Pflegeheim gebracht wurde. Im Prager Frühling 1968 wurde er freigelassen. Er konnte in sein Bischofshaus in

Litomerice zurückkehren. Aber im August 1968 übernahmen auf Geheiß Moskaus Truppen des „Warschauer Paktes“ die Herrschaft in der Tschechoslowakei, und die befreiten Priester gelangten von neuem unter politischen Druck. 1973 gab Papst Paul VI. bekannt, dass er Trochta 1969 insgeheim zum Kardinal ernannt hatte. Nun fürchtete die kommunistische Re-



Stepan Kardinal Trochta

gierung die Weltöffentlichkeit und wagte keine neue Verhaftung. Aber sie hoffte auf seinen baldigen Tod, der tatsächlich am 6. April 1974 eintrat. An seinem Grab sagte spontan sein deutscher Freund Pfarrer Hermann Scheipers aus dem KZ Dachau: „Lieber Mitbruder, unermüdlich hast Du für die Freiheit des Glaubens und der Kirche gekämpft. Ohne die Drohungen der Feinde zu fürchten, hast Du dafür Gefängnishaft und schwere Drangsale ertragen. Der Herr schenke Dir nun seinen Frieden und die Krone des ewigen Lebens.“

Eduard Werner